

TOP 3

TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliederschaft.

TOP informiert regelmäßig über: Volkskundliche Arbeitskreise, Archive, Aufsätze, Auktionen, Ausstellungen, Bücher, Doktorarbeiten, Examensarbeiten, Exkursionen, Feste, Filme, Forschungsergebnisse, Karikaturen, Kongresse, Kulturpolitik, Magisterarbeiten, Museumskonzepte, Presseartikel, Radiosendungen, Sammler, Stellenangebote, Tagungen, Volkshochschulangebote, Vorankündigungen, Vorlesungsverzeichnisse, Vorträge, Witze, Zeitschriften.

Alle mit Namen geseichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit Kultur- und Sozialgeschichte des Volkes beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte bitte an:

Dr. Hildegard Mannheims, Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum — Volkskundliche Sammlungen, Schloß Gottorf, W-2380 Schleswig, Tel.: (0 46 21) 8 13 - 2 63

Redaktionsschluß für das nächste Heft ist der 15. Februar 1992

Frontispiz:

Werbepublikat aus „Herd und Scholle“ (Kundenzeitschrift der Schlesweg) ca. 1935, abgebildet in: Elektrizität in jedem Gerät, Katalog zur Ausstellung in Itzehoe 14.8. - 5.10.1991, Heide 1991, Abb. 42, S. 37

Karikatur im Hamburger Abendblatt, 8.12.1967, S. 4 (Karikaturist war nicht mehr zu ermitteln). Siehe Aufsatz S. 4ff.

TOP 3/1992

Herausgeber: Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.  
 Redaktion: Doris Foitzik M.A., Elisabeth Jacobs M.A., Angela B. Jeksties, Stefanie Kemp M.A., Dr. Hildegard Mannheims, Dr. Carsten Obst; Dr. Heinrich Mehl (verantwortlich)

EDV-Umbruch: Dr. Hildegard Mannheims  
 Geschäftsstelle GVSH: Dr. Heinrich Mehl  
 Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum  
 Volkskundliche Sammlungen  
 Schloß Gottorf  
 W-2380 Schleswig  
 Tel.: (0 46 21) 8 13 - 2 55 und 2 56

Bankverbindung GVSH: Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg  
 Konto Nr. 13 796 (BLZ 214 500 50)

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze . . . . .	4
<i>Doris Foitzik</i> , „Advent, Advent, ein Kaufhaus brennt . . .“ Weihnachtslieder der Studentenbewegung . . . . .	4
Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet . . . . .	18
<i>Renate Damm</i> , Zur Arbeit des Vorstandes — Rückblick auf 1991 . . . . .	18
Wir mischen uns ein . . . . .	21
Plädoyer für verbesserte Berufschancen von VolkskundlerInnen. Teil 1 — Volontariate . . . . .	21
Programme der GVSH . . . . .	25
Mecklenburg-Vorpommern . . . . .	27
<i>Wolf Karge</i> , Städtische volkskundliche Sammlungen in Museen Mecklenburgs . . . . .	27
<i>Vibe Punger</i> , „Museen und die Sicherung von Kulturgut in den neuen Bundesländern. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern“. Eindrücke von einer Tagung an der Ostseeakademie . . . . .	32
Kulturpolitik/Pressespiegel . . . . .	37
Aus Forschung und Lehre . . . . .	40
<i>Hildegard Mannheims</i> , „Das Bauernhaus in der Landschaft Stapelholm vom 16. bis 19. Jahrhundert“. Bilanz über ein Forschungsprojekt . . . . .	41
Museen und Ausstellungen . . . . .	50
<i>Karen Precht</i> , Elektrizität kulturhistorisch aufbereitet . . . . .	50
<i>Manfred Sell</i> , „Waschen — eine saubere Sache“. Ausstellung des Freilichtmuseums am Kiekeberg . . . . .	56
<i>Heinrich Mehl</i> , Museum für Volkskultur in Württemberg. Zu den Schausammlungen und Publikationen von Schloß Waldenbuch . . . . .	62
Berufsfeld Volkskunde . . . . .	67
<i>Angela B. Jeksties</i> , „Kulturmanagement — welche Fortbildungsangebote gibt es?“. Tagung in Sankelmark vom 1.-3. November 1991 . . . . .	67
Veranstaltungskalender . . . . .	74
Who's who . . . . .	75
<i>Klaus-J. Lorenzen-Schmidt</i> , Internationale Association für die Erforschung bäuerlicher Schreibebücher . . . . .	75
<i>Gundula Hubrich-Messow</i> , 25 Jahre „Heimatkundliche Schulsammlung in Hollingstedt“ . . . . .	77
Buchbesprechungen . . . . .	80
Biete — Suche . . . . .	83

# „Advent, Advent, ein Kaufhaus brennt ...“

## Weihnachtslieder der Studentenbewegung

Doris Foitzik

### 1. Die Weihnachtsszene 1968

Eine typische Aktion 1968 am verkaufsoffenen Samstag vor Weihnachten in der Hamburger Innenstadt: Mitglieder der Autorengruppe „Hamburg linksliterarisch“ haben Weihnachtslieder umgetextet und ein Heft drucken lassen, das für 50 Pfennig verkauft wird. Die Sängerin Fasia singt ein Lied über die Pille: „Alle Jahre wieder kommt das nächste Kind, weil wir arm und gläubig, gut katholisch sind“<sup>1</sup>. Jugendliche kommen dazu, kaufen die Texthefte, singen mit. Passanten bleiben stehen, spontan ergeben sich Diskussionen über den Weihnachtsrummel und die Preiserhöhungen. Außenpolitische Themen, die auch besungen werden, stoßen auf geringeres Interesse. Man hört lieber die Lieder, in denen man persönliche Erfahrungen wiederfinden kann. Die Stimmung ist insgesamt amüsiert, die meisten Texte kommen gut an. Innerhalb einer Stunde werden 150 politische<sup>2</sup> Weihnachtslieder verkauft.

Die Kritik am weihnachtlichen Konsumrummel, verbunden mit Aktionen zu aktuellen politischen Ereignissen, hat Konjunktur — nicht nur in Deutschland. In Stockholm protestieren Jugendliche zur gleichen Zeit gegen den „Julterror“. 500 Weihnachtsreformer marschieren mit dem Ruf „Schafft den Weihnachtsmann ab“ durch die Stockholmer Innenstadt. In ganz Schweden wird gegen den „größten Reklame- und Verkaufsrummel des Jahres“ demonstriert und dagegen, daß die Schweden zu Weihnachten „um 4 Millionen Kilo fetter werden“<sup>3</sup>. In Zürich rufen Jugendliche mit einer Flugblattaktion dazu auf, angesichts des Hungers in der Welt die Weihnachtseinkäufe im eigenen Land einzudämmen. Besetzungen von Warenhauseingängen und ein „Geschenkboykott“ werden als mögliche Aktionen erwogen<sup>4</sup>. Im Hamburger Strafjustizgebäude kommt es anlässlich eines Studentenprozesses zu einem Weihnachtshappening. Einige Dutzend Studenten haben sich zu Ehren ihrer angeklagten Kommilitonen als Weihnachtsmänner verkleidet und singen vor dem überfüllten Zuhörerraum „Macht hoch die Tür“ und „O du fröhliche“<sup>5</sup>.

Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg bekommen in der Vorweihnachts-

<sup>1</sup>Garstige Weihnachtslieder '70, Quer-Verlag Uwe Wandrey, Hamburg 1970, S. 31.

<sup>2</sup>Agitprop, Quer-Verlag, Hamburg o.J. [1970], S. 219f.

<sup>3</sup>Der Spiegel, Nr. 52, 1968, S. 5.

<sup>4</sup>Die Zeit, 6. Dez. 1968, S. 22.

<sup>5</sup>Hamburger Abendblatt, 19. Dez. 1968.

zeit eine zusätzliche Dimension. Das christliche Selbstverständnis der Gläubigen, die zumindest in der Advents- und Weihnachtszeit die Kirchen füllen, steht auf dem Prüfstand. In der Hamburger Michaeliskirche kommt es nach einer Predigt von Prof. Dr. Helmut Thielicke zu einem Tumult. Ein Gottesdienstbesucher fordert Thielicke auf, „öffentlich eine Frage zu diskutieren, die alle angehe: Vietnam.“ Der Organist kann den Lärm übertönen, etwa 30 protestierende Studenten werden zur Tür hinausgedrängt. Später dringen sie in die Sakristei ein und fordern „wie in Flensburg Diskussionen der Predigt zuzulassen“<sup>6</sup>.

Der weihnachtliche Protest jener Zeit hatte viele Facetten. Nicht nur der Vietnamkrieg und der Hunger in der Dritten Welt, auch die innenpolitische Situation, die Notstandsgesetze, die große Koalition, die Situation an den Hochschulen und das Erstarken der NPD wurden in den oft spontan getexteten, politischen Weihnachtsliedern thematisiert und mitten im Gewühl der verkaufsoffenen Samstags an den Mann, bzw. an die Frau gebracht. Bekanntlich beschränkte sich dieser Protest nicht nur auf die Weihnachtszeit, aber das Weihnachtsfest hatte für viele Jugendliche eine ganz besondere Bedeutung und verlieh ihrem Protest einen zusätzlichen moralischen Akzent. Weihnachten, das harmonische Familienfest, war für sie das Symbol einer verlogenen Vätergeneration, die es nicht geschafft hatte, sich mit der deutschen Vergangenheit kritisch auseinanderzusetzen, die an überkommenen Traditionen festhielt, die Harmonie heuchelte, wo schon längst ein Riß durch die Generationen ging und die versuchte, ihre weihnachtliche Idylle gegen die Probleme der Zeit abzuschotten. Weihnachten war nicht nur eine Zeit des politischen Protestes, sondern auch eine Zeit familiärer Auseinandersetzungen, in der nicht selten die letzten Kontakte zum Elternhaus abgebrochen wurden. Peter Schütt, damals Mitglied des SDS und der Gruppe „Hamburg linksliterarisch“, berichtet über seine persönliche Weihnachtsaktion, die einen mehrjährigen Bruch mit den Eltern zur Folge hatte:

*1966 bin ich wieder nach Hause gefahren, aber da habe ich das mit einer gewissen Provokation verbunden. Ich habe ein Gedicht geschrieben, „Bethlehem“, ich glaube, das war ganz gut gelungen. Das hab ich damals im SDS mit einem einfachen Nudelgerät — die moderne Fotokopiertechnik gab es noch nicht — vielleicht 50, oder 70, oder 80 Mal kopiert, mit einem Aufruf „Spendet für Vietnam“. Ich bin zu meinen Eltern gegangen, hab gesagt „ich geh zur Kirche“, und vor der Kirche hab ich dann dieses Flugblatt verteilt. Das Ergebnis war, daß ich dann vom Küster ziemlich unsanft vom Friedhofsgelände verdrängt wurde. Die Leute hatten überhaupt kein Verständnis. Meinen Eltern hab ich gar nichts davon erzählt. Aber die haben es natürlich sehr bald am anderen Morgen erfahren. Dann gab es Krach und ich bin wieder nach Hamburg gefahren. Dann hatte ich einige Jahre praktisch überhaupt keinen Kontakt mehr mit meinen Eltern.“<sup>7</sup>*

<sup>6</sup>Hamburger Abendblatt, 4. Dez. 1967, S. 5.

<sup>7</sup>Interview mit Peter Schütt, Hamburg, 19.1.1991. Das Gedicht „Bethlehem“ wurde in den „Garstigen Weihnachtsliedern '70“, S. 5 abgedruckt.

Auch wenn das Aufbegehren gegen die weihnachtliche Heuchelei nicht immer so dramatische Formen annahm — Peter Schütts Verhalten war nicht zuletzt auch ein Protest gegen den Vater und dessen nationalsozialistische Vergangenheit —, so hatte das weihnachtliche Unbehagen vieler Jugendlicher doch seine Wurzeln in familiären Zwängen und äußerte sich zunächst in Aufbegehren gegen dieselben. Der Zwang zu schenken und beschenkt zu werden, Freude zu heucheln über Dinge, die man vielleicht gar nicht haben wollte, Familienbesuche zu empfangen und zu erwidern und der ganze Rummel in den Straßen, dem man sich kaum entziehen konnte, dies alles wurde als unerträglich empfunden.

Uwe Wandrey, damals ebenfalls Mitglied der Gruppe „Hamburg linksliterarisch“, erzählt, daß er in den frühen 60er Jahren zu Weihnachten immer müde war und am heiligen Abend oft schon um 20 Uhr im Bett lag. Eine Flucht in den Schlaf, die dann wenige Jahre später von der Flucht auf die Straße und in politische Aktionen, zu späterer Stunde auch in die Kneipe, abgelöst wurde<sup>8</sup>.

## 2. Professionelle Liedermacher und Gelegenheitsdichter

Die zahlreichen Weihnachtslieder, die in den späten 60er Jahren neu entstanden oder umgetextet wurden, sind ein beredtes Zeugnis jener Zeit. Sie bieten nicht nur einen fast umfassenden Überblick über die politischen Probleme und Mißstände, die von den Studenten aufgegriffen und angeprangert wurden, sondern geben uns auch einen Einblick in die vielfältigen, oft spontanen und witzigen Protestformen der Studentenbewegung.

Dennoch war das Umtexten bekannter Weihnachtslieder zum Zweck der politischen Propaganda keine neue Idee. Schon im späten 19. Jahrhundert entstanden in der Arbeiterbewegung zahlreiche Weihnachtsliedparodien, in denen Not und Elend der Arbeiter, Streik und Klassenkampf besungen wurden<sup>9</sup>. Die Nationalsozialisten benutzten die Weihnachtslieder, um ihre Vorstellungen von der „deutschen Weihnacht“, die nicht mehr mit dem christlichen Fest zu tun hatte, populär zu machen. Bekannte christliche Lieder wurden aus den nationalsozialistischen Weihnachtsbüchern verbannt oder im 'urdeutschen Sinne' umgedichtet. Neue Lieder, wie zum Beispiel „Hohe Nacht der klaren Sterne“, das bei jeder nationalsozialistischen Weihnachtsfeier gesungen wurde, sollten die alten Lieder verdrängen<sup>10</sup>. Diese Vorläufer unterschiedlichster Couleur waren den Weihnachtsliedtexten der Studentenbewegung sicher nicht bekannt,

<sup>8</sup> Interview mit Uwe Wandrey, Hamburg, 15.4.1991.

<sup>9</sup> Vgl. WERNER HINZE, „Stille Nacht, heilige Nacht“. Parodien aus den Jahren 1890-1930. Ein Weihnachtslied als Dokument zu einer Geschichte von unten. In: Musik von unten e.V., Informationsblatt Nr. 3, Dez. 1988, S. 14ff.

<sup>10</sup> Vgl. DORIS FORTZIK, „Hohe Nacht der klaren Sterne ...“ Weihnachtslieder der Nazizeit. In: Musik von unten e.V., Informationsblatt Nr. 3, Dez. 1988, S. 7ff.

sie zeigen aber, wie verfügbar das Weihnachtsfest und die Weihnachtslieder für die unterschiedlichsten politischen Strömungen sind.

In den späten 60er Jahren waren es nicht nur die Studenten, sondern auch Teile der engagierten Liedermacherszene, die sich der Weihnachtslieder annahmen. Hier zeigt sich ein interessantes Phänomen: Im Gegensatz zur angelsächsischen Folk-Song-Bewegung verzichteten die deutschen Liedermacher bewußt auf traditionelle Lieder. Die Gründe dafür sind unschwer in der deutschen Vergangenheit zu finden. Franz Josef Degenhardt benennt sie: „konservative Schule, Jugendbünde und Nationalsozialismus“<sup>11</sup>. Mit diesem Liedgut wollte man nichts mehr zu tun haben. Um so erstaunlicher ist es, daß man gerade bei den Weihnachtsliedern eine Ausnahme machte. Bewußt knüpften auch die Liedermacher an bekannte und beliebte Weihnachtslieder an und versuchten sich nur selten an völlig neuen Kompositionen. Von Dieter Süverkrüp, neben Degenhardt einer der politisch engagiertesten Liedermacher der 60er Jahre, stammen die folgenden Parodien:

*Stille Nacht, heil'ge Nacht!  
Weihnachtsgeld wird gebracht  
durch Herrn Ruprecht vom Lo-honbüro.  
Schweigend geht die Belegschaft zum Klo,  
zählend, wieviele Krümel  
gnädig vom Herrntisch gefallen.<sup>12</sup>*

*Es ist ein Rot entsprungen  
aus einer Wurzel hart.  
Ward je ein Ding gefunden  
von so beständ'ger Art?  
Vieltausendmal geschlacht!  
Und jegliches Jahrhundert  
ein neues Rot gebracht.<sup>13</sup>*

*Leise schnieselt der Re-  
aktionär seinen Tee,  
sitzt bei der Lampe noch spät  
blättert im Aktienpaket.<sup>14</sup>*

Aus Platzgründen können hier nur kurze Auszüge weniger Lieder vorgestellt werden. Stets sind es Melodien bekannter Weihnachtslieder, die Süverkrüp benutzt, um zu Konsumrummel, Lohnkämpfen, dem Vietnamkrieg oder der deutschen Vergangenheit Stellung zu beziehen. Süverkrüp begleitete sich selbst auf der Gitarre und verzerrte die Melodien teilweise, spielte mal langsamer, mal schneller, so daß ein Mitsingen kaum möglich war. Dennoch blieb das bekannte Vorbild für die Zuhörer sofort erkennbar. Eine Ausnahme ist Süverkrüps „Weihnachtslied“, das sich weder im Text noch in der Melodie an ein bekanntes Lied anlehnt:

<sup>11</sup> HORST SCHRÖDER, Aspekte der deutschen „Folk Song“ – Bewegung. In: Kontakte, Zeitschrift für Musik in der Jugend, Dez. 1968, S. 194.

<sup>12</sup> Garstige Weihnachtslieder '70, wie Anm. 1, S. 23f.

<sup>13</sup> Ebd., S. 7.

<sup>14</sup> Ebd., S. 5.

Heute abend  
strahlt das Erst und das Zweite Deutsche Fernseh  
Weihrauch- und Stearingerüche aus.

Heute abend weht ein ungeahntes Industrieclubfeeling  
auch durch euer abgewohntes Haus.

Heute abend  
pinkelt ein besoffner NPD-Kassierer  
viele kleine Herzen in den Schnee.

Heute abend tut in den Kasernen und den Klosterschulen  
manches Pubertätsfurunkel weh.

Heute abend  
hat der dicke Kindesmörder dienstfrei, heute  
ißt er alle Bonbons selber auf.

Heute abend drängt die Mutter scharf in den verhärmten Vater,  
daß er sich nicht vor der Zeit besauf!

Stille Nacht, allerseits!  
Das Licht aus!  
Heilig Abend, zusammen!  
Die Kerzen an!  
Macht die Tür zu! Amen!!!<sup>15</sup>

Das fehlende Korsett von vorgegebener Melodie und Strophe ermöglicht in diesem Beispiel einen völlig anderen Umgang mit der Sprache. Die Reime wirken nicht so gewollt, da sie nicht an ein bestimmtes Schema angepaßt werden müssen. Dennoch haben Süverkrüp und andere Liedermacher selten völlig neue Weihnachtslieder geschrieben. Von der Persiflage altbekannter Lieder versprach man sich offensichtlich die größere Wirkung. So greift auch die Düsseldorfer Songgruppe „Die Conrads“ in ihrem „Weihnachtsprogramm“, einer bunten Mischung aus Weihnachtsliedern, Straßentheater und politischer Agitation, die bekannten Melodien auf:

Alle Jahre wieder, kommt das Weihnachtsfest,  
gibt es fromme Lieder: kauft ein und vergeßt  
eure lieben Brüder in Hanoi, Da Nang.  
Ami-Bomben fallen ohne süßen Klang.<sup>16</sup>

Die Intention der Liedermacher bleibt sich gleich, auch wenn es qualitative Unterschiede gibt. Die emotionsgeladene, mit frommen Sprüchen überzuckerte Weihnachtsatmosphäre wird mit der gesellschaftlichen Wirklichkeit konfrontiert, wobei die Liedermacher nicht selten den moralischen Zeigefinger heben. Walter Moßmann allerdings karikiert mit seinem „Weihnachtslied 66“ auch die landläufige Protest-Welle:

Warum sag an, Gitarrenmann, singst Du nicht so, wie's jedermann kann?  
Warum singst Du nicht: Amis raus aus Vietnam?

Schwimm doch mit uns im Gegenstrom.

Schlag die Trommel: ami, go home,

Schwing das Marschierbein mit über'n Kurfürstendamm.

Nein, Euer Happening ist mir zu dumm!

Nein, Eure Lieder sind mir zu stumm!

Nennt mir das Murmeltier, das ihr mit der Trommel geweckt.

Schlagzeilen aus dem Ärmel geschwitzt,

Donnerprotest schon abgeblitzt.

Eilet ihr Bürger, hei hussa, hier wird der Bürger geschreckt.<sup>17</sup>

Ohne sich an das 'Establishment' anbiedern zu wollen, verweist Moßmann hier auf einen Aspekt der Studentenbewegung, der für uns heute, aus der Distanz von 20 Jahren offenkundig ist: daß der politische Protest dieser Zeit nicht nur der Empörung über gesellschaftliche Mißstände entsprang, sondern zu einem guten Teil dem Spaß, den Bürgerschreck zu spielen.

Der Überblick über die Weihnachtslieder der Liedermacherszene soll jedoch kurz bleiben. Es handelt sich bei diesen Liedern, sowohl den neuen als auch den umgetexteten, um 'Kunstlieder' mit relativ hohem musikalischem Anspruch, die nicht zum Mitsingen geeignet waren. Sie wurden für Konzerte und Plattenaufnahmen geschrieben und nicht in erster Linie für die Straßenagitation. Die Übergänge zu den studentischen Weihnachtsliedern sind allerdings fließend. So waren zum Beispiel die Süverkrüp'schen Weihnachtslieder auch bei Protestaktionen auf der Straße populär. Im Kern haben wir es aber bei der Straßenagitation mit einer Fülle von Weihnachtsliedern zu tun, die ohne großen künstlerischen Anspruch kurzfristig für eine bestimmte Aktion oder zu einem bestimmten politischen Anlaß geschrieben und auf ein bekanntes Weihnachtslied aufgepfropft wurden. Die meisten Weihnachtslieder der Hamburger Politszene entstanden im Dunstkreis der 1967 gegründeten Autorengruppe „Hamburg linksliterarisch“, zu der Heike Doutiné, Uwe Friesel, Joachim Fuhrmann, Ari Goral, Dietrich Hinrichsen, Ulla Hahn, Agnes Hüfner, Klaus Kuhnke, Peter Schütt, Uwe Timm und Uwe Wandrey gehörten. Peter Schütt und Uwe Wandrey gründeten 1967 in Hamburg den „Quer Verlag“, in dem zwischen 1967 und 1970 jedes Jahr ein Heft mit dem Titel Garstige Weihnachtslieder erschien. Die Hefte wurden zum Preis von einer Mark verkauft und waren ein Verlagsbestseller. 1968 wurden über 11.000 Stück verkauft.

<sup>15</sup> Ebd., S. 16.

<sup>16</sup> Ebd., S. 22.

<sup>17</sup> SCHRÖDER, wie Anm. 11, S. 207.

Die Weihnachtslieder der Studentenbewegung waren Agitationstexte, die aufklären und provozieren sollten. Eines sollten sie ganz bestimmt nicht sein: Kunst. Denn von der Kunst als elitärem Produkt des bürgerlichen Establishments hatte man sich gerade vehement losgesagt. Ganz im Sinne Enzensbergers, der es im „Kursbuch“ begrüßte, daß „die intelligentesten Köpfe zwischen 20 und 30 mehr auf ein Agitationsmodell geben, als auf einen 'experimentellen Text'“<sup>18</sup> waren die Weihnachtslieder schnellebige Texte für den täglichen Gebrauch, bei denen der Inhalt absolut vor der Form rangierte. Daher scheute man auch keineswegs vor traditionellem Liedgut zurück. Neben pragmatischen Gründen — es ging schneller, einen bereits vorhandenen Text umzuschreiben, die Melodie war schon vorhanden, alle konnten mitsingen — scheinen aber doch versteckte künstlerische Ambitionen mit im Spiel gewesen zu sein. Die Persiflage bekannter Texte bewirkte, ähnlich dem Brecht'schen Verfremdungseffekt, beim Konsumenten ein Aha-Erlebnis, gefolgt von einem Überraschungsmoment, das zum weiteren Zuhören animieren sollte. „Damals war ja unser Losungswort 'Umfunktionieren'“, berichtet Peter Schütt. „Man brauchte nur einen neuen Text zu schreiben, und dann ist die Sache umfunktioniert.“<sup>19</sup>

Umfunktioniert wurden fast alle bekannten Weihnachtslieder: „Alle Jahre wieder“, „Kommet ihr Hirten“, „Stille Nacht“, „Ihr Kinderlein kommet“, „O du fröhliche“, usw. Von vielen kursierten mehrere Versionen zu den unterschiedlichsten Themen. Musikalische Probleme gab es nicht, da die Melodien bekannt und leicht zu singen waren. Aber auch die Melodie wurde gelegentlich parodiert. Dies geschah spontan, von Auftritt zu Auftritt mit unerschiedlichem Akzent, die Melodie wurde mal schneller, mal langsamer gespielt, leicht verzerrt, von Dur in Moll transponiert, aber das Original blieb, ähnlich wie bei den Süverkrüp'schen Liedern, stets leicht zu erkennen.

Trotz des ausgeprägten Bedürfnisses zur Kollektivierung und Anonymisierung intellektueller Produktionsprozesse — im ersten Heft der „Garstigen Weihnachtslieder“ erschienen zum Beispiel nur die Initialen der Autoren — entstanden die meisten Lieder nicht in einem kollektiven Denkprozeß. Die Gruppe diskutierte zwar mögliche Themen, ausgearbeitet wurden die Texte aber allein. Uwe Wandrey beschreibt die Situation folgendermaßen:

*Wir schrieben ja alle damals politische Gedichte. Und eine beliebte Art, Lieder zu machen war, bestehende Lieder zu benutzen und neue Texte draufzusetzen, was ja in der Geschichte des Liedes eine bekannte Tradition hat. Und da haben wir uns natürlich die ausgesucht, die*

<sup>18</sup>HANS MAGNUS ENZENSBERGER, Gemeinplätze, die Neueste Literatur betreffend. In: Kursbuch 15. November 1968, S. 189.

<sup>19</sup>Interview mit Peter Schütt.

*am tiefsten in der Volksseele verankert waren. Es konnten auch Schlager und Volkslieder sein. Die Weihnachtslieder waren für uns erstmal nur ein Trägermedium, damit konnten wir unsere Botschaft an den Mann bringen. ... Wir waren halt dabei zu allen Anlässen. Wir lasen Zeitung, irgendeine Nachricht, und eine Stunde später war das Lied fertig.“<sup>20</sup>*

Durch diese sofortige Verarbeitung des Zeitgeschehens geben uns die politischen Weihnachtslieder heute einen Einblick, welchen Stellenwert die verschiedenen politischen Ereignisse und gesellschaftlichen Phänomene in der Protestskala der Studentenbewegung einnahmen. Ganz oben in dieser Skala rangierte der Protest gegen den westlichen Imperialismus. Insgesamt konnte ich, größtenteils aus der Hamburger Studentenbewegung, 33 politische Weihnachtslieder sammeln. Acht thematisieren den Vietnamkrieg, den Militärputsch in Griechenland oder ganz allgemein die Ausbeutung der Dritten Welt. Von Peter Schütt stammt folgende Version des Liedes „O Heiland reiß die Himmel auf“:

*Oh Nixon reiß die Hölle auf:  
Napalm, herab vom Himmel lauf!  
Ihr Bomber, startet von Guam,  
segnet das Volk von Vietnam!*

...

*Du Volk, stehe auf, leist Widerstand:  
der Friede liegt in deiner Hand!  
Steh auf in Straßen und Betrieb,  
besieg den mörderischen Krieg!<sup>21</sup>*

Das kurze Beispiel zeigt, mit welcher Methode bei fast allen Liedern zu Werke gegangen wurde. Die erste Liedzeile wurde meistens vollständig beibehalten, manchmal deutet nur ein Wort an, daß hier kein traditionelles Weihnachtslied zu erwarten ist. Im weiteren Verlauf ist die Anlehnung an den Originaltext minimal. Die Metrik und die Länge der Strophen wird allerdings beibehalten. Schon die zweite Zeile kommt direkt zum Thema und läßt den Zuhörer nicht im Zweifel über das politische Anliegen des Sängers. Die Botschaft ist sofort erkennbar und vermeidet alle Umwege. Subtilere Umdichtungen, bei denen nur hier und da ein Wort verändert wird und die vielleicht erst nach und nach beim Zuhörer Zweifel wecken, ob es sich hier tatsächlich um den Originaltext handele, gibt es nicht.

Weitere acht Lieder üben allgemeine Kritik am kapitalistischen System und am weihnachtlichen Konsumrummel. Eine Zuordnung einiger Lieder zu dieser Kategorie war nur unter Vorbehalt möglich, da teilweise auch die unterschiedlichsten innen- und außenpolitischen Themen angerissen werden. Der Rund-

<sup>20</sup>Interview mit Uwe Wandrey.

<sup>21</sup>Garstige Weihnachtslieder '70, wie Anm. 1, S. 6.

umschlag gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse in der BRD, ob er sich nun gegen die nostalgischen Gefühle eines alten Nazis, wie in Süverkrüps Lied „Leise schnieselt der Re- / Aktionär seinen Tee“, oder gegen den 'Konsumterror', wie im folgenden Beispiel von Uwe Wandrey, wendet, ist jedoch ein gemeinsames, typisches Merkmal.

*O du fröhliche, o du selige  
dollarbringende Weihnachtszeit  
Geld ward geboren  
Märkte erkoren  
Pleite, pleite die Christenheit. . . .*<sup>22</sup>

Mit sechs Liedern sind konkrete innenpolitische Themen vertreten: Streik, Wohnungsnot, die Notstandsgesetze, die NPD. Diese Lieder konzentrieren sich jeweils nur auf ein Thema. Allein drei Lieder befassen sich mit den alten und neuen Nazis. Hier ein Beispiel von Agnes Hüfner, nach der Melodie „Zu Bethlehem geboren“:

*In Thadden neu geboren  
ist eine alte Macht  
auf Hitler eingeschworen:  
wir müssen geben acht.*<sup>23</sup>

Ebenfalls sechs Weihnachtslieder sind mehr oder weniger verschlüsselte Aufrufe zur Revolution. Der anarchistische Tenor des folgenden Liedes der „Weihnachtskommune Bonn“ ist jedoch eine Ausnahme.

*Sti-hi-llē Nacht, heilige Nacht  
Trotzdem Kampf — Strassenschlacht  
nur der Biedermann einsam pennt  
weil er die Revolution verkennet  
schnarche in trau-hau-ter Ru-huh!  
schnarche in trau-hauter Ruh!*<sup>24</sup>

Die meisten dieser Revolutionsaufrufe waren wesentlich vorsichtiger formuliert und verzichteten auf konkrete Aufforderungen zur Gewalt. Außer Uwe Wandreys Forderung, die Kaufhäuser anzuzünden, „wie lieblich blüht das Warenhaus / wenn seine Feuer brennen“<sup>25</sup>, fehlt es an gezielten Vorschlägen. Die Aufforderung „Zerschlag die Reaktion“<sup>26</sup> blieb in der Regel rein rhetorisch. Auch die Vorstellung von dem, was die Revolution bringen sollte, blieb ne-

bulös. „Glück und Freiheit allerwegen / bringt die Revolution“<sup>27</sup> dichtete Peter Schütt lapidar.

Nur vier Weihnachtslieder befassen sich mit eher familiären Themen, dem Pillenverbot der katholischen Kirche, Kriegsspielzeug, Kindererziehung und, etwas aus dem Rahmen des üblichen politischen Protestes fallend, mit dem Thema „Onanie“.

*Mir ist heut was entsprungen  
aus meiner Wurzel Schaft,  
die alten hams besungen:  
es sei des Lebens Saft  
und hat ein Flecklein gemacht  
mitten im kalten Winter  
wohl zu der halben Nacht.*<sup>28</sup>

Ebenfalls ungewöhnlich ist die Montagetechnik, mit der Agnes Hüfner in ihrer Version von „Ihr Kinderlein kommet“ die süßliche Stimmung des Liedes mit der familiären Wirklichkeit konfrontiert. Da das Lied nur insgesamt seine Wirkung entfaltet, sei es hier ausnahmsweise vollständig zitiert:

*Weihnachten zu Hause  
Ihr Kinderlein kommet, o kommet doch all,  
zur Krippe her kommet in Bethlehems Stall — Pst!  
Und seht, was in dieser hochheiligen Nacht — Ruhe!  
Könnt ihr nicht mitsingen —  
Der Vater im Himmel — Na wirts bald — für Freude euch macht.*

*O seht in der Krippe — leg die Puppe endlich weg — im  
nächtlichen Stall — Hände auf den Tisch —  
seht hier — Kopf hoch — bei des Lichtleins hellglänzendem —  
zieh nicht son Gesicht — Strahl —  
In reinlichen Windeln — du wäscht dir aber gleich mal die Hände —  
das himmlische Kind — Schmutzfink —  
viel schöner — abscheulich — und holder — und die Fingernägel —  
als Engelein — pfui Teufel — es sind.*

*Da liegt es — lümmel dich nicht so rum — ihr Kinder auf Heu  
— das gute Sofa — und auf Stroh — war teuer genug —  
Maria — ich muß das schließlich wieder sauber machen — und Josef —  
du könntest deinen Kindern auch mal was sagen — betrachten es  
froh — immer hab ich den Ärger —  
Die redlichen — ich geb mir doch bei Gott genug Mühe — Hirten —  
racker mich ab — knien betend — auf den Knien — davor — für euch —  
hoch oben — aber ihr — schwebt jubelnd — rotzfrech — der Engelein —  
Flegel — Chor —.*<sup>29</sup>

<sup>27</sup>Ebd.

<sup>28</sup>Garstige Weihnachtslieder '70, wie Anm. 1, S. 25.

<sup>29</sup>Ebd., S. 3.

<sup>22</sup>Ebd., S. 3.

<sup>23</sup>Garstige Weihnachtslieder '67, Quer-Verlag, Hamburg 1967, S. 18.

<sup>24</sup>Garstige Weihnachtslieder '70, wie Anm. 1, S. 26.

<sup>25</sup>Garstige Weihnachtslieder '68, Quer-Verlag, Hamburg 1968, S. 15.

<sup>26</sup>Zu finden in dem Lied von Peter Schütt „Menschen, die ihre wart verloren“, in: Garstige Weihnachtslieder '67, wie Anm. 23, S. 17.

#### 4. Aktion und Reaktion

Die Bühne war auf der Straße. Spontan, plakativ, populär; so lassen sich die Aktionen beschreiben, mit denen man einen möglichst großen Zuhörerkreis erreichen wollte. Man war mobil, die benötigten Hilfsmittel minimal. Ein Tapeziertisch für Bücher, Broschüren und Flugblätter, eine Gitarre, manchmal ein kleiner Verstärker. Eine Gruppe von 6 bis 8 Leuten baute sich am verkaufsoffenen Samstag vor den Kaufhäusern der Hamburger Innenstadt auf, um die potentiellen Teilnehmer am weihnachtlichen Konsumrummel wachzurütteln. Die ganz zu Anfang beschriebene Aktion stellte sicher den Idealfall dar. In der Regel waren die Reaktionen des Publikums unterschiedlich:

*Einige sind vorbeigelaufen oder haben dazwischengerufen. Aber andere, jüngere, sind dann meistens stehen geblieben und haben sich die Hefte angekuckt. Die wenigsten haben gekauft. Zettel mitgenommen, 'ja ist gut, ich kuck mal rein'. Also auf der Straße jedenfalls keine so begeisterte Aufnahme.<sup>30</sup>*

Der Verkauf lief eher über den Buchhandel und über Büchertische in der Mensa. Hier waren die „Garstigen Weihnachtslieder“ ein durchschlagender Erfolg.

Der eigentliche Zweck der Aktion war die Diskussion mit den Passanten. Die Lieder boten einen Anknüpfungspunkt. Beim Verteilen der Flugblätter kam man miteinander ins Gespräch.

*Das war uns eigentlich das Wichtigste: daß wir mit den Liedern praktisch einen Diskussionsanlaß gaben und dann am Rande der Zuhörer, 2, 3 Leute anfangen zu diskutieren. Das war genau das, was wir wollten.*

*Also, wenn es dann so schneeballmäßig losging, dann waren wir zufrieden. Wir wollten auch keine Kunst veranstalten. Wir wollten im Grunde Leute provozieren, sie ins Gespräch und zum Nachdenken bringen.<sup>31</sup>*

Publikumswirksamer als das bloße Absingen der politischen Weihnachtslieder waren kleine Kabaretteinlagen. Die Düsseldorfer Gruppe „Die Conrads“ traten mit einem regelrechten „Weihnachtsprogramm“ auf. Drei Spieler, der erste mit Gasmaske und Pauke, der zweite mit Engelsflügeln und Signalhorn, der dritte als Weihnachtsmann verkleidet, mit Megaphon, zogen durch die Düsseldorfer Innenstadt und verkündeten: „Auf dem Shadowplatz findet ein Weihnachtsspiel statt.“ Das Programm, das sich daran anschloß, begann mit einem umfunktionierten „Weihnachtsevangelium“:

*Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Weißen Haus ausging, daß alle Welt geläutert würde, und diese Läuterung war nicht die allererste, und es geschah zu der Zeit, da Westmoreland Landpfleger in Südostasien war. ...<sup>32</sup>*

Es folgten Weihnachtslieder und Gedichte von Süverkrüp und den „Conrads“ und eine improvisierte Bescherung, bei der der Weihnachtsmann eine überdimensionale Pille für die Katholiken und einen Gummiknüppel für die Polizei aus seinem Sack herausholte. In Hamburg trat das Studentenkabarett „Schwarze Katze“ mit Texten der Gruppe „Hamburg linksliterarisch“ und eigenen Sketchen auf. Ein großer Erfolg bei der Hamburger Straßenagitation war Agnes Hüfners Parodie auf „Ihr Kinderlein kommet“. Der Familienstreit, der sich als Hintergrundmelodie durch das Lied zieht, wurde bei jedem Auftritt mit viel Vergnügen inszeniert. Zwischen den Zeilen wurde „Rabatz“ gemacht. Das kam beim Publikum an, denn viele fühlten sich wahrscheinlich an selbst erlebte häusliche Szenen erinnert.

Neben der Straßenagitation gab es auch hin und wieder größere Auftritte in Jugendzentren, bei der Gewerkschaftsjugend oder auch im Rahmen der evangelischen Kirche, denn zumindest in Hamburg hatte die evangelische Studentengemeinde ein durchaus positives Verhältnis zur Studentenbewegung. Der spektakulärste Auftritt in Hamburg war ein Weihnachtskonzert am 25. Dezember 1970 mit ca. 1.600 Zuschauern. Neben Uwe Wandrey und Peter Schütt, die selbstverfaßte Anti-Weihnachtsgedichte vortrugen, war Franz Josef Degenhardt der Star des Abends. Er sang eigene Texte und Weihnachtslieder von Süverkrüp. Das Konzert war ein riesiger Erfolg, wie schon der tosende Applaus auf der Schallplatte, ein Live-Mitschnitt<sup>33</sup>, ahnen läßt. Uwe Wandrey beschreibt die Stimmung:

*1.600 Leute. Die waren natürlich gekommen wegen des Zugpferdes Degenhardt. Uns kannte ja gar keiner. Aber wie die auf die Texte reagiert haben! Puh, da konntest Du eine Stecknadel fallen hören. Da hast du vorne am Mikro einen Sechszweiler oder so gelesen und an jedem Zeilenende hörte man die Erregung im Publikum. Und dann nachher ... boh, es war so eine Bereitschaft da. Die Leute haben das so aufgenommen, an diesem Weihnachtsfest mal rauszugehen und an etwas Sinnvollem teilzunehmen. Das hat mich sehr beeindruckt. Das hatten wir noch nie gehabt, daß die so mitgehen.<sup>34</sup>*

#### 5. Das Weihnachtsfest als Transmissionsriemen politischer Propaganda?

Das ist zunächst vielleicht ein etwas ungewöhnlicher Blickwinkel für die Volkskunde. Doch bei näherer Betrachtung ist gerade das Weihnachtsfest in seiner typisch deutschen Ausprägung von allen Familienfesten am anfälligsten für politische Propaganda. Eine scheinbare Paradoxie, haben sich doch gerade zu Weihnachten seit dem 19. Jahrhundert familiäre Traditionen ausgebildet, die bis heute Gültigkeit haben und wenig Raum für Einbrüche von außen las-

<sup>30</sup> Interview mit Uwe Wandrey.

<sup>31</sup> Ebd.

<sup>32</sup> Garstige Weihnachtslieder '70, wie Anm. 1, S. 19.

<sup>33</sup> Garstige Weihnachtslieder '70, wie Anm. 1, S. 19.

<sup>34</sup> Schallplatte: Degenhardt, Schütt & Wandrey live, Rote Rille, aufgenommen am 25. 12. 1970.

sen. Auch die weihnachtliche Gemütslage der Deutschen, das Streben nach familiärer Harmonie und die Ausgrenzung aller Irritationen durch politische, soziale oder innerfamiliäre Konflikte, hat sich, zumindest bis in die späten 60er Jahre nur wenig geändert. Gerade aber wegen seiner tiefen emotionalen Verankerung in der 'deutschen Volksseele' ist das Weihnachtsfest immer wieder für politische Propaganda benutzt worden.

Schon 1870/71 und während des 1. Weltkrieges wurde das Weihnachtsfest in die Kriegspropaganda integriert. „Über dem Grauen der Schlachtfelder, den tausendfältigen Schrecken des Krieges steigt der Stern von Bethlehem auf“, heißt es im Weihnachtsleitartikel der Tübinger Chronik vom 24. Dezember 1914. Die Deutschen wollen den Frieden, nicht aber die Feinde, weil sie das „zu neuer Herrlichkeit wiedererstandene Deutsche Reich“ aus „materialistischer Weltanschauung“ hassen<sup>35</sup>. Ähnliche Töne finden sich während des gesamten Weltkrieges in fast allen bürgerlichen Gazetten. Die Vermischung christlicher Metaphern mit nationalem Pathos ist typisch für die Zeit des Kaiserreiches und hat in der Leserschaft offensichtlich keinen Unwillen hervorgerufen. Das Bürgertum hatte ein durchaus affirmatives Verhältnis zum wilhelminischen Staat und sah keinen Widerspruch in der „Frohen Botschaft“ des Weihnachtsevangeliums und der säbelrasselnden weihnachtlichen Kriegspropaganda.

Erst die Nationalsozialisten erkannten in der christlichen Weihnachtsbotschaft eine eklatante Gefahr für ihre Machtpolitik und waren daher bestrebt, das Weihnachtsfest aller christlichen Elemente zu entkleiden und zur „Deutschen Weihnacht“ mit pseudo-germanischen Versatzstücken umzufunktionieren. Die systemstabilisierende Funktion, die das Weihnachtsfest noch während des 1. Weltkrieges gehabt hatte, war während des 2. Weltkrieges ins Wanken geraten. Allzu groß war der Gegensatz zwischen der angestrebten weihnachtlichen Harmonie und der Realität des Krieges, von der die notleidende Zivilbevölkerung gerade zu Weihnachten verstärkt Trost in den Kirchen suchte. Dieser Entwicklung versuchten die nationalsozialistischen Propagandisten mit einer immer martialischeren Weihnachtspropaganda entgegenzuwirken. Aus der christlichen Botschaft „Friede auf Erden“ wurde die nationalsozialistische Parole „Freiheit auf Erden“<sup>36</sup>.

Aber auch von der Gegenseite wurde die emotionale Wirkung des Weihnachtsfestes erkannt und benutzt. Schon im Kaiserreich entstanden in der Arbeiterbewegung Weihnachtsliedparodien, in denen Not und Elend der Arbei-

<sup>35</sup>Zitiert nach RUDOLF SCHENDA, Der mißbrauchte Weihnachtsbaum. Tübinger Weihnachten im Krieg. In: Schwäbisches Tagblatt/Tübinger Chronik, 24. Dez. 1970.

<sup>36</sup>Vgl. DORIS FOITZIK, Weihnachten im Nationalsozialismus. Lenkungsmaßnahmen am Beispiel eines Familienfestes. In: Hamburger Festschriftgruppe (Hg), Festschrift für Gabriele Montaldi, Hamburg 1988, S. 58ff.

terschaft angeprangert wurden. In den 20er Jahren griffen Schriftsteller wie z.B. Tucholsky, Kästner und Klabund das Thema „Weihnachten“ auf und konfrontierten in Gedichten Schiebertum und Luxusleben mit dem sozialen Elend der Nachkriegszeit<sup>37</sup>. Der Arbeitertheaterverlag Alfred Jahn in Leipzig gab in seiner Reihe „Neue soziale Weihnachtsbühne“ gesellschaftskritische Weihnachtsspiele für Arbeitertheatergruppen heraus<sup>38</sup>.

Während des Nationalsozialismus wurden solche kritischen Stimmen selbstverständlich mundtot gemacht, und in der Nachkriegszeit war Weihnachten zunächst wieder das Fest familiärer Zurückgezogenheit<sup>39</sup>. Erst mit der Studentenbewegung kam wieder massive Kritik von links am weihnachtlichen Rummel auf. Die Zeiten hatten sich jedoch geändert. Nicht die soziale Verelendung, wie in den 20er Jahren, stand im Mittelpunkt der Kritik, sondern der weihnachtliche Konsumterror und die Ausbeutung der Dritten Welt. Die kritischen Stimmen kamen diesmal nicht aus der Arbeiterbewegung und ihrem intellektuellen Dunstkreis, sondern von den Söhnen und Töchtern des Bürgertums, die die verlogene Weihnachtsszene bestens aus eigener Erfahrung kannten und gegen die Zurschaustellung bürgerlicher Saturiertheit mit Witz und Kreativität protestierten. Ein Beispiel für die Volkskunde, daß man auch so scheinbar private Feste wie Weihnachten nicht den brauchtümelnden Forschern überlassen sollte, sondern, daß die Indikatorenfunktion des Festes für soziale, kulturelle und politische Veränderungen heute in den Mittelpunkt der volkskundlichen Forschung gestellt werden muß.

<sup>37</sup>Z.B. Erich Kästner, Weihnachtslied — chemisch gereinigt, Kurt Tucholsky, Weihnachten, Klabund, Berliner Weihnacht 1918. Diese und weitere kritische Weihnachtstexte in: JOACHIM KARL/PETER SCHÜTT (Hg), Das andere Weihnachtsbuch, Dortmund 1983.

<sup>38</sup>WOLFGANG U. SCHÜTTE, Der rote Jahn. Ausgewählte Musikalien des Arbeitertheater-Verlages Alfred Jahn, Leipzig o.J. [1986?], S. 29.

<sup>39</sup>Es gab auch in den 50er Jahren politische Weihnachtsaktionen, z.B. Kerzen in den Fenstern und „Päckchen nach Drüben“, es fehlt aber noch die konkrete Forschung.

## Die Gesellschaft für Volkskunde berichtet

### Die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein im Jahre 1991

#### Ein kurzer Rückblick der Vorsitzenden

Für die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein war 1991 — das erste volle Jahr nach Gründung des Vereins — eine Zeit der Konsolidierung und Zukunftsplanung, gekennzeichnet durch eine hohe Zahl von gemeinsamen Besprechungsterminen. An offiziellen Treffen sind zu vermerken:

Mitgliederversammlungen am 18.1. (Kiel, Restaurant „Vielharmonie“), 22.3. (Akademie Sankelmark) und 15.8. (Universität Kiel).

Vorstandssitzungen am 21.2. (Universität Kiel), 22.3. (Akademie Sankelmark), 26.6. (Schloß Gottorf, Schleswig), 9.7. und 15.8. (Universität Kiel).

Sitzungen des Beirats am 24.5. (Meldorf), 23.8. (Sterup) und 1.11. (Husum).

Besprechungstermine der Redaktion des Berichtsheftes der Gesellschaft am 18.4., 17.5., 31.5., 14.6., 26.7., 17.10. und 21.11.

Daneben fanden zahlreiche inoffizielle Abstimmungen zwischen Vorsitzender, Geschäftsführer und Schatzmeister, zwischen Vorstands- und Beiratsmitgliedern, zwischen Gesellschaft und Seminar für Volkskunde der Kieler Universität statt.

Eine gemeinsame Sitzung von Vorstand, Beirat und Redaktion von TOP am 30.11. in Hamburg schloß das Arbeitsjahr 1991 ab.

Aus der Fülle an Entscheidungen und Ergebnissen dieser vielfältigen Arbeit ragen die Wahl des Vorstands am 18.1. in Kiel sowie die des Beirats am 22.3. in Sankelmark heraus (die Gewählten sind in TOP 1, Berichte der GVSH, Juli 1991 genannt). Entscheidend für die Vereinsentwicklung war die vorläufige Bescheinigung des Finanzamtes über die Gemeinnützigkeit der Gesellschaft, die uns am 11.10. erreichte. Langsam, aber stetig wuchs auch die Mitgliederzahl im Laufe des Jahres; sie betrug zum Stichtag (22.11.) 107. Die letzten Wochen des Jahres 1991 bringen noch Feinarbeit an der Satzung des Vereins, Schlußüberlegungen zur Form des neuen Emblems der Gesellschaft sowie Terminplanungen zum Programm des kommenden Jahres.

Neben den notwendigen vereinsrechtlichen Entscheidungen stand 1991 bereits eine intensive inhaltliche Arbeit. Die Gesellschaft wandte sich mit ersten kleinen Publikationen, mit Tagungs- und Vortragsangeboten sowie mit Pres-

seerklärungen erstmals an eine breitere Öffentlichkeit. Wichtig waren vor allem zwei größere Tagungen, die sich mit aktuellen Problemen von Volkskunde und kulturhistorischen Museen befaßten. „Volkskultur in Schleswig-Holstein — Erforschung, Dokumentation, Präsentation“ lautete der Titel einer Tagung vom 22.-24. März, die die Gesellschaft in der Akademie Sankelmark durchführte. Sie gab Gelegenheit, moderne Themen der Volkskunde in Forschung und Museumsarbeit zu diskutieren sowie künftige Zielsetzungen und Arbeitsschwerpunkte der Gesellschaft für Volkskunde vorzustellen (hierzu das Referat von Renate Damm in TOP 1, Juli 1991). Die zweite Tagung fand am 28. und 29. Oktober im Pommern-Zentrum Travemünde statt und wurde gemeinsam von Ostsee-Akademie und GVSH geplant und durchgeführt. Ihr Thema „Museen und die Sicherung von Kulturgut in den neuen Bundesländern. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern“ wandte sich vor allem an Leiter und Mitarbeiter kulturhistorisch-volkskundlicher Museen im Nachbarland zu Schleswig-Holstein. Über 50 Teilnehmer aus Mecklenburg-Vorpommern diskutierten mit Kollegen aus Kiel, Schleswig, Itzehoe und Husum sowie Fachreferenten aus den Bereichen Politik, Recht, Denkmalpflege, Antiquitätenhandel über aktuelle kulturpolitische Probleme in der Situation nach der Wiedervereinigung.

1991 angelaufen sind zudem zwei interessante Vortragsreihen, die wichtige Zielsetzungen der Gesellschaft — Information und Brückenschlag zwischen Wissenschaft und Laienforschern — deutlich machen. In den volkskundlichen Sammlungen des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums fanden die ersten Vorträge der Reihe „Hilfen für Sammler und Forscher“ statt, im Auditorium Maximum (Hörsaal A) der Universität Kiel begann die Vortrags- und Diskussionsreihe „Museen in Schleswig-Holstein — Aktuelle Projekte und Tendenzen“. Die noch ausstehenden Themen dieser Reihen sind in TOP 3 abgedruckt.

Ein siebenköpfiges Redaktionsteam stellt seit April 1991 im Auftrag der Gesellschaft das Berichtsheft TOP zusammen. Mit den Heften Juli und Oktober 1991 legt die GVSH ein aktuelles Angebot von Informationen, Berichten, Rezensionen zur volkskundlichen Arbeit in Schleswig-Holstein und den Nachbargebieten vor. TOP soll die Vielfalt und Bedeutung des Faches Volkskunde, der volkskundlichen Museen und Ausstellungen, der Forschung an Universität wie im Heimatverein vorstellen.

Über die Leistungen und Angebote der Gesellschaft als Institution hinausgehend waren Vorsitzende, Vorstands- und Beiratsmitglieder sowie Vertreter der Mitgliedschaft in vielen Bereichen auch individuell tätig, um die Zielsetzungen der Gesellschaft in der Öffentlichkeit deutlich zu machen und um praktische Arbeit in den Bereichen Dokumentation, Ausstellung, Weiterbildung etc. zu tun. So konnte die Vorsitzende eine vielbeachtete volkskundliche Ausstellung in Itzehoe („Eva im Nylonland“. Die Lebensbedingungen der Frauen in den

50er Jahren) eröffnen, über die in der Presse auch bundesweit berichtet wurde. Eine Ausstellung am Landesmuseum Schleswig über „Meiereimädchen“, gestaltet von Volkskundlern der Gesellschaft, rückte einen vergessenen Frauenberuf ins Rampenlicht. Aus dem Kreis der Mitglieder der Gesellschaft gingen Publikationen sowie zahlreiche Vorträge über Volkskunde-Themen im Lande hervor.

Zu Beginn des Jahres 1992 werden neue Informations- und Programmangebote der Gesellschaft vorgelegt werden. Unsere Arbeit wird weitere Interessenten, unsere Gesellschaft sicher weitere Mitarbeiter und Mitglieder finden. Auch wenn die Gesellschaft für Volkskunde noch ganz am Anfang ihrer Entwicklung steht, sind die festen Grundsteine doch schon gelegt. Mit Optimismus können wir deshalb in das Jahr 1992 sehen.

Renate Damm

Die Adressen unserer 2. Vorsitzenden haben sich geändert. Frau Dr. habil. Silke Götttsch hat einen Ruf an die Universität Freiburg auf eine C3-Professur angenommen. Sie wird dem Land Schleswig-Holstein weiterhin verbunden bleiben, nicht zuletzt durch ihre Tätigkeit im Vorstand der GVSH.

Prof. Dr. Silke Götttsch  
Institut für Volkskunde  
Maximilianstr. 15

privat:  
Manhagen 8

7800 Freiburg  
Tel.: (07 61) 20 32 - 5 27

2301 Rumohr  
Tel.: (0 43 47) 96 38

#### Mitgliederliste 1991

Dem vorliegenden Heft TOP 3 ist eine Liste der Mitglieder unserer Gesellschaft für Volkskunde beigelegt (Stand Dezember 1991). Die Veröffentlichung und Zusendung an alle Mitglieder ist in dieser Form auf der außerordentlichen Mitgliederversammlung am 15.8.1991 beschlossen worden.

Um die Liste zu aktualisieren, bittet die Geschäftsstelle, Adressen und Telefonnummern durchzusehen und Änderungen sowie Fehlerfeststellungen an sie zu melden.

## Wir mischen uns ein

### Plädoyer für verbesserte Berufschancen von VolkskundlerInnen

#### Teil 1 — Volontariate

Das Studium der Volkskunde ist im Wesentlichen auf das Berufsfeld der Museumsarbeit ausgerichtet. Im Idealfall folgt dem Studienabschluß ein Volontariat als Einstieg in die Museumspraxis. In einem Zeitraum von zwei Jahren sollen so dem Auszubildenden Kenntnisse der Aufgabenfelder eines Museums vermittelt werden: Sammeln, Bewahren, Forschung, Vermitteln, Verwalten.

Das Institut für Museumskunde der Staatlichen Museen Preußischer Kulturbesitz in Berlin hat im Jahre 1987 insgesamt 246 Stellen für wissenschaftliche VolontärInnen im damaligen Bundesgebiet erfaßt, davon 30 in den oberen Denkmalschutzbehörden. Dabei handelt es sich zwar um Vollzeitstellen, jedoch nicht in jedem Fall um Planstellen. Die Verteilung der Stellen auf die einzelnen Bundesländer weist eine starke Divergenz auf. So entfällt etwa die Hälfte der Volontariate auf Nordrhein-Westfalen (76) und Baden-Württemberg (53).

In Schleswig-Holstein sind zu diesem Zeitpunkt nur 9 Stellen für VolontärInnen erfaßt worden: 6 an staatlichen Museen (davon 2 Planstellen: 1 im Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum Schloß Gottorf, 1 im Amt des Landesmuseumsdirektors Schloß Gottorf), 2 an nichtstaatlichen Museen (Museum für Kunst und Kulturgeschichte Lübeck und Städtisches Museum Flensburg) und 1 am Landesamt für Denkmalpflege Kiel<sup>1</sup>.

Im Jahre 1988, also kurz nach dieser Bestandsaufnahme, hat es in Schleswig-Holstein eine Initiative junger VolkskundlerInnen gegeben, die auf ihre desolate

<sup>1</sup> Vgl. Staatliche Museen Preußischer Kulturbesitz, Institut für Museumskunde Berlin (Hg.), Wissenschaftliche Volontäre an den Museen und Denkmalämtern der Bundesrepublik Deutschland samt Berlin (West) (= Materialien aus dem Institut für Museumskunde 20), Berlin 1987, S. 29f. Nach Angaben aus dem Amt des LMD und der Personalabteilung auf Schloß Gottorf sind Anzahl und Verteilung der Volontariate in Schleswig-Holstein in diesem Heft jedoch nicht korrekt wiedergegeben. Nach ihren Angaben waren die beiden Planstellen am Landesamt für Denkmalpflege, Kiel, und in der Kunstgeschichtlichen Abteilung des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums Schloß Gottorf, Schleswig. Vier weitere Volontariate wurden 1987/88 aus einem besonderen Haushaltstitel des Landesmuseums und des Amtes des LMD im Rahmen von Ausbildungsförderungsmaßnahmen eingerichtet. Dazu kommen die beiden Volontariate in Lübeck und Flensburg, somit verbleiben insgesamt sogar nur 8 Volontariate für Schleswig-Holstein.

berufliche Situation aufmerksam gemacht haben. In einem Schreiben an das Kultusministerium und die Arbeitsgemeinschaft schleswig-holsteinischer Museen ist auch das Problem der Ausbildung im Rahmen eines Volontariats thematisiert worden. Besonders wurde auf die dringende Notwendigkeit hingewiesen, an schleswig-holsteinischen Museen mehr Volontariate einzurichten.

Die Reaktionen gaben zu Hoffnung Anlaß.

So antwortete die damalige Kultusministerin Eva Rühmkorf: „Ich sehe in Ihrem Wunsch nicht nur ein berechtigtes Anliegen, sondern bin selbst von der Notwendigkeit der Volontariatsausbildung überzeugt. Ich habe dieses Thema nicht nur im Museumsbeirat erörtert, sondern auch der Kultusministerkonferenz zur Beratung vorgeschlagen“<sup>2</sup>.

Als Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft schleswig-holsteinischer Museen schrieb Dr. Klaus Lengsfeld an die Initiative: „Ihre Forderung nach vermehrt anzubietenden Volontariaten trägt die Arbeitsgemeinschaft voll mit. Der Landesmuseumsdirektor ist bereit, solche Stellen zu fördern“<sup>3</sup>.

Zum jetzigen Zeitpunkt stellt sich die Situation in Schleswig-Holstein folgendermaßen dar:

Es gibt Planstellen für Volontariate:

- a) am Landesamt für Denkmalpflege, Kiel
- b) am Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum Schloß Gottorf, Schleswig
  1. Kunstgeschichtliche Abteilung
  2. Volkskundliche Sammlungen
  3. Amt des Landesmuseumsdirektors, Museumspädagogik
  4. Amt des Landesmuseumsdirektors, Museumspflege
- c) Zu diesen fünf Volontariaten kommt jeweils ein Volontariat am Museum für Kunst und Kulturgeschichte der Stadt Lübeck und am Städtischen Museum in Flensburg<sup>4</sup>.

Damit ist am Landesmuseum zwar die Anzahl der Planstellen erhöht worden, die absolute Zahl der Volontariate in Schleswig-Holstein insgesamt jedoch von 9 auf 7 gesunken.

Dem stehen ca. 120 Museen im Lande gegenüber. Hiervon würden große Sammlungen, wie z.B. die Meldorfer Museen, die Stiftung Nordfriesland, die Kieler Kunsthalle, das Städtische Museum — Schiffahrtsmuseum Kiel, die Städtischen Museen in Schleswig und Rendsburg und anderen Kreisstädten Schleswig-Holsteins sich für die Einrichtung von Volontariaten eignen.

Nach neuesten Informationen des Amtes des LMD deutet sich hier eine Verbesserung der Situation an. Das Amt des LMD ist bereit, die Einrichtung wei-

<sup>2</sup>Brief vom 11.9.1989

<sup>3</sup>Brief vom 21.3.1990

<sup>4</sup>Nach Auskunft des Amtes des LMD vom 18.11.1991.

terer Volontariate an den größeren Museen des Landes zu fördern, indem es ein Drittel der Kosten übernehmen wird. Dies soll unter der Voraussetzung geschehen, daß in dem jeweiligen Museum mindestens zwei WissenschaftlerInnen fest angestellt sind, um die Betreuung des Volontärs / der Volontärin sicherzustellen.

Lediglich einzelne Träger haben für die Ausbildung in ihren Häusern Richtlinien formuliert. So liegt in Schleswig-Holstein nur beim Landesamt für Denkmalpflege ein detaillierter Ausbildungsplan vor. An dem einzigen staatlichen Museum mit Volontariaten (Schleswig-Holsteinisches Landesmuseum Schloß Gottorf, Schleswig) heißt es: „Ausbildungspläne werden individuell abgestimmt“, in Lübeck und Flensburg (die beiden nichtstaatlichen Museen mit Volontariaten): „Ausbildungspläne liegen nicht vor, sondern es erfolgt nach persönlicher Absprache und je nach dienstlichen Erfordernissen das Aufstellen eines Ausbildungs- und Arbeitsplanes“<sup>5</sup>.

Dabei sind verbindliche Pläne für die Ausbildung von VolontärInnen dringend notwendig. Denn oft genug kann nicht von einer beruflichen Weiterbildung gesprochen werden, die das Volontariat ja darstellen soll. Während sich die Bezahlung in der Regel an den Anwärterbezügen für den höheren Dienst orientiert — ein Umstand, der durch die Bedeutung des Volontariats als Ausbildungsverhältnis gerechtfertigt wird — erwartet man von diesen Auszubildenden häufig genug Arbeiten, für die ein Wissenschaftler sonst ein Gehalt der Größenordnung von mindestens BAT III beanspruchen kann. Außerdem beschränkt sich vielerorts die Tätigkeit von VolontärInnen auf allzu einseitige Aufgabebereiche wie z.B. Inventarisierungsmaßnahmen oder Bibliotheksarbeiten.

Dieses Problem hatte man auch 1989 im Kultusministerium erkannt. So führte die damalige Kultusministerin in ihrem bereits oben zitierten Brief weiter aus: „Der Unterausschuß für Museums- und Denkmalpflege hat gerade Richtlinien für Ausbildungspläne für das Volontariat entworfen, um nicht nur eine quantitative, sondern auch eine qualitative Verbesserung zu erreichen“<sup>6</sup>. Diese Richtlinien wurden an verschiedene Gremien zur Beurteilung geschickt, darunter auch an die Initiative der jungen WissenschaftlerInnen. Auf die Verbesserungsvorschläge, die daraufhin eingingen, erfolgte vom Kultusministerium keine Reaktion mehr.

Notwendig erschiene uns hierfür eine breitgefächerte Ausbildung, die die Berufschancen nach Abschluß des Volontariats erhöht. Folgende Inhalte müßten dabei berücksichtigt werden:

<sup>5</sup>Wie Anm. 1, S. 29.

<sup>6</sup>Wie Anm. 2.

- Einstellungskriterien (Voraussetzung sollte ein abgeschlossenes Hochschulstudium sein)
- Arbeitsplatzbeschreibung und Festlegung der Weisungsbefugnisse
- fester Ansprechpartner / Ausbilder
- Einweisung in alle Abteilungen des Museums
- Zusammenarbeit mit anderen/größeren Museen und Forschungsstellen (Hospitalität)
- Anwesenheit bei allen museumsinternen Gremien (Vorstand, Beirat, Mitgliederversammlung, falls vorhanden)
- Einführung in Verwaltungsaufgaben (Aufstellung von Finanz- und Haushaltsplänen)
- Verknüpfung der Museumsausbildung mit anderen Bereichen (z.B. Denkmalpflege, Bauaufnahme, Ministerien, Kulturämter)
- Gelegenheit zu eigenen wissenschaftlichen Veröffentlichungen
- Möglichkeit zur Promotion
- Gelegenheit zur Realisierung eines eigenen Projekts (Ausstellung, Katalog u.ä.)
- Freistellung für fachwissenschaftliche Veranstaltungen (Weiterbildung)
- Rechenschafts-/Abschlußbericht
- Verankerung im öffentlichen Dienst (Anrechenbarkeit der Dienstjahre)

Die einzelnen Ausbildungsschritte innerhalb eines Museums, in dem der Volontär / die Volontärin beschäftigt ist, müssen zeitlich definiert werden, damit gewährleistet wird, daß sämtliche Stationen der beruflichen Weiterbildung kennengelernt werden. Darüber hinaus bietet diese Regelung die Möglichkeit, daß VolontärInnen bezüglich der einzelnen Stationen zwischen Museen unterschiedlicher Organisationsformen ausgetauscht werden können. Auch die Absolvierung eines Ausbildungsabschnittes im Kultusministerium (je nach angestrebter beruflicher Laufbahn) erscheint uns sinnvoll. So ergibt sich die Chance, Einblicke in die Arbeitsmethoden privat, kommunal oder auf Landesebene organisierter Museen zu gewinnen bzw. Abteilungen kennenzulernen, die am Ausbildungsort des Volontärs / der Volontärin nicht vorhanden sind (z.B. Restaurierungswerkstätten).

Dem wachsenden Interesse unserer Freizeitgesellschaft an kulturellen Angeboten — wie die steigenden Besucherzahlen bei Ausstellungen beweisen — muß das Angebot an entsprechenden Stellen für FachwissenschaftlerInnen angeglichen werden.

Es bestehen hohe Ansprüche von seiten der Gesellschaft, mehr über die Geschichte, das Leben und die künstlerischen Ausdrucksformen unserer Vorfahren zu erfahren. Dieser Entwicklung hinkt sowohl das Angebot an entsprechenden

Stellen als auch die weiterführende Ausbildung von VolkskundlerInnen in diesem Bereich hinterher. Die hierfür erforderliche Qualifikation kann in dieser umfassenden Form im Rahmen des Ausbildungsauftrages der Universitäten nicht geboten werden.

Zukünftig muß es wegen dieser gesamtgesellschaftlichen Forderungen darum gehen, VolkskundlerInnen die Möglichkeit einer weiterführenden Qualifikation zu bieten. Gerade ihnen, die über das Medium Museum das Wissen über kulturelle Zusammenhänge vermitteln sollen, muß die Chance einer Qualifizierung gegeben werden, die an den Anforderungen der Gesellschaft orientiert ist. Hier ist sowohl der Staat mit seiner Richtlinienkompetenz als auch das Museum mit seiner Weiterbildungsmöglichkeit gefordert.

Im Auftrag der GVSH:

Elisabeth Jacobs  
Stefanie Kemp  
Frauke Rehder  
Sabine Schulze

## Programme der GVSH

### „Hilfen für Sammler und Forscher“

Eine Vortragsreihe der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein in Zusammenarbeit mit dem Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum, Abteilung Volkskunde.

In einer Zeit wachsender internationaler Verflechtungen rücken wieder verstärkt regionale und lokale Kulturgeschichte in den Mittelpunkt — die Menschen suchen Orientierung, Identität, sie forschen nach ihren eigenen Wurzeln. Es gibt mehr und mehr Sammler und Liebhaber alter Dinge, mehr und mehr Heimatforscher, Laien, die eine Dorf- oder Familienchronik schreiben wollen. In Vortrag und Gespräch, mit Dias und Sachbeispielen bieten die Referenten eine Einführung in die verschiedenen Fachgebiete und praktische Hilfestellung an.

#### Historische Textilien — Erkennen, Pflegen, Restaurieren

Hannelore Hogger, Textilrestauratorin  
20. Januar 1992, 18<sup>00</sup> Uhr

#### Die Vielfalt der Grafik — Arten und Technik

Dr. Dietrich Bieber und Ruth Greipel, Museumspädagogen  
3. Februar 1992, 18<sup>00</sup> Uhr

Alle Vorträge finden im Filmsaal der Volkskundlichen Sammlungen auf Schloß Gottorf, Schleswig, statt. Beginn jeweils 18<sup>00</sup> Uhr. Der Eintritt ist frei.

## „Museum in Schleswig-Holstein — Aktuelle Projekte und Tendenzen“

Eine Vortragsreihe der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein in Zusammenarbeit mit dem Seminar für Volkskunde der Universität Kiel

Museum für Industrie- und Alltagskultur  
— Zur Entwicklung eines strapazierten Projekts  
Dr. Jürgen Jensen, Kiel — 13. Januar 1992, 20<sup>00</sup> Uhr

Zur Neugestaltung des Dithmarscher Landesmuseums  
— Industriekultur in einer ländlichen Region  
Dr. Wolf Dieter Könenkamp, Meldorf — 10. Februar 1992, 20<sup>00</sup> Uhr

Alle Vorträge im Hörsaal A (Auditorium Maximum) der Christian-Albrechts-Universität, Olshausenstraße, 2300 Kiel.

## Vortragsdienst der GVSH

Kulturhistoriker und Volkskundler in Schleswig-Holstein befassen sich mit einem breiten Spektrum von Themen auch aus der neueren und neuesten Zeit. Die GVSH faßt im folgenden eine Reihe von Vorträgen zusammen, die Wissenschaftler/innen der Gesellschaft über ihr spezielles Arbeitsgebiet halten. Interessierte Veranstalter (z.B. Verein, Volkshochschule, Museum, Archiv) mögen sich direkt an die Referenten/innen wenden, um inhaltliche Schwerpunkte, Termin, Honorar etc. abzusprechen.

„Zur Geschichte des Tourismus in Schleswig-Holstein“  
Jenny Dümon M.A., Holtenerstr. 323, 2300 Kiel 1, Tel.: (04 31) 33 63 64

„Frauen und Armut“  
Elisabeth Jacobs M.A., Bahnhof, 2302 Flintbek, Tel.: (0 43 47) 83 28

„Die Juden in schleswig-holsteinischen Volkserzählungen“  
Dr. Gundula Hubrich-Messow, Dingholz 6, 2396 Sterup, Tel.: (0 46 37) 13 91

1. „Weihnachten im Nationalsozialismus“  
2. „'Advent, Advent, ein Kaufhaus brennt'. Weihnachtslieder der Studentenbewegung mit musikalischen Beispielen“  
Doris Foitzik M.A., Arnemannstr. 5, 2000 Hamburg 50, Tel.: (0 40) 39 49 06

„Tod und Trauerkultur im frühen 19. Jahrhundert“  
Norbert Fischer M.A., Forsmannstr. 5, 2000 Hamburg 60, (0 40) 2 70 80 89

## Mecklenburg-Vorpommern

### Städtische volkskundliche Sammlungen in Museen Mecklenburgs

Wolf Karge

Schon die Themenstellung ist eigentlich eine Provokation, weil es ausschließlich und expressis verbis volkskundliche Sammlungen in den Städten Mecklenburgs (und vermutlich in den übrigen deutschen Städten auch) nie gegeben hat. Wenn dann auch noch ein Sozialhistoriker das Thema dergestalt wählt, ist für den Volkskundler höchste Wachsamkeit geboten. Die Schwierigkeiten der Gegenstandsbestimmungen in der Volkskunde, die ja bis heute anhalten, werden aber deutlich auch bei der sachlichen Betrachtung der Sammlungsgeschichte in Museen, in deren eigenem zeitgenössischem Selbstverständnis.

Museumsgründungen des 19. Jahrhunderts sind, außer den schon vorhandenen fürstlichen Sammlungen in Schwerin und Neustrelitz, die in ihren Anfängen auf das 18. und teilweise auf das 17. Jahrhundert zurückgehen, nur in den größeren mecklenburgischen Städten zu verzeichnen.

In Rostock zeigte seit 1859 der Kunstverein seine Schätze, die er ausdrücklich in einem neuen bürgerlichen Selbstbewußtsein als „städtisch“ bezeichnete. Aber erst seit 1885 war dann die Ausstellung des „Vereins für Rostocks Altertümer“ als wesentlich umfangreicher und für das gewählte Thema relevant ins Leben gerufen. Der Verein hatte laut Satzung „... den Zweck ... für die Erhaltung und Wiederherstellung der durch künstlerische Ausführung oder durch ihre Bedeutung für die Geschichte oder Kulturgeschichte der Stadt Rostock wichtigen im Gebiete der Stadt befindlichen Altertümer sowie sonstige für die Geschichte und Kulturgeschichte der Stadt Rostock bedeutsame Gegenstände in einem einzurichtenden Museum zu sammeln und öffentlich auszustellen“. Diese Zielsetzung von 1883 lag durchaus im Trend der damaligen Geschichts- und Altertumsvereine. Damit bestanden Foren, vor denen „[immerhin] volkskundliche Fragestellungen zur Diskussion gestellt werden konnten“ (Kai Detlev Sievers). Inwieweit der Begriff des „Kulturgeschichtlichen“ im Selbstverständnis als definiert galt, kann nicht gesagt werden. Auch die Existenz des Germanischen Nationalmuseums mit dem von Hans von und zu Aufseß formulierten und auch von August von Essenwein weitergeführten Anspruchs des Kunst- und Kulturgeschichtlichen Museums, der erst im 20. Jahrhundert auf

den ländlichen Bereich reduziert wurde, hat hier beispielgebend gewirkt.

1933 betraf der Sammlungsschwerpunkt „alle Gegenstände, die für die Geschichte Rostocks und seines Stadtgebiets sowie für die Kulturgeschichte seiner Bewohner in Frage kommen ...“. Es ist fast der gleiche Wortgebrauch nach 50 Jahren, nur etwas vom Ballast befreit. Als konkrete Sammelgebiete wurden dann in den Satzungen „Vorgeschichte, kirchliche [Abteilung], Münzsammlungen, Sammlung von Stadtbildern, Plänen und Modellen, Abteilung für Handwerk und Zunftwesen, Sammlung von Schiffsbildern und Schiffsmodellen, Abteilung für Trachten, militärische Abteilung, Sammlung älterer Musikinstrumente, Büchersammlung, Erinnerungen an John Brinckman“ genannt. Ob hier zwischen „von unten gekommenem primitivem Gemeinschaftsgut oder von oben gesunkenem Kulturgut“ (Hans Naumann) unterschieden wurde, erscheint zweifelhaft. Die Gliederung der Sammlungen spricht jedenfalls eine andere Sprache.

1969 erfolgte schließlich die Bildung eines „Kulturhistorischen Museums“ — ein nicht definierter Gattungsbegriff, der sich aber auch in verschiedenen Varianten in Stralsund, Berlin oder Magdeburg findet. Kolportiert wird diese häufig in Städten anzutreffende inhaltliche Form von Museen in Insiderkreisen recht treffend mit „Gemischtwarenhandlung“.

In Wismar entstand seit 1863 eine Sammlung des Kunst- und Altertumsvereins, durch den im selben Jahr das „Museum für Kunst und Altertum“ eröffnet wurde. Heinz A. Knorr, der hochgeachtete Nestor einer Museumstheorie in der DDR, bezeichnete diese Sammlung in seinem „Handbuch der Museen und wissenschaftlichen Sammlungen in der DDR“ ebenfalls als „kulturhistorisch“. Sie entsprach in der Anlage den Rostocker Ambitionen des 19. Jahrhunderts. Auch hier erfolgte die Gründung durch „patriotisch gesinnte Männer“. Interessant ist in diesem Zusammenhang, daß 1979 festgestellt wurde: „Der Gedanke, in den nächsten Jahren in Wismar neben dem Schabbelhaus ein Kulturhistorisches Museum aufzubauen, mußte im Hinblick auf die vorhandenen Bestände an Kulturgut verworfen werden. Einem Beschluß ... entsprechend, wurde im Sommer 1978 das Heimatmuseum in ein stadtgeschichtliches Museum umprofilert“. Das so entstandene Haus ist m.E. der sichtbare Beleg für ein gutes kulturgeschichtliches Museum. Vergessen schien in dieser Debatte auf jeden Fall, daß Wismar zur Zeit des Nationalsozialismus ein Heimatmuseum besaß, das in ideologischer wie auch organisatorischer Beziehung als 'beispielhaft' im Lande galt.

1872 entstand in Neubrandenburg durch den Museumsverein ein „Altertums-museum“, das sich damit bewußt von den städtischen Kunstsammlungen absetzte. Als Zweckbestimmung wurde 1933 erneut formuliert, daß „das Museum ... seiner Tendenz nach die Kultur- und Naturgeschichte des umliegenden Landes zur Anschauung bringen und als Sammelstelle für alle hierauf bezüglichen

Gegenstände dienen“ wollte. Konkret sind dann genannt: „a) Kulturgeschichtliche Sammlungen; b) Münzsammlung“; c) bis g) naturkundliche Bereiche; „h) afrikanische, ostasiatische und samoanische Sammlungen“. Hier erfolgte aber im Gegensatz zu den beiden oben genannten Museen bereits eine Sammeltätigkeit, die sich auch auf das ländliche Umfeld der Stadt bezog.

1890 entstand in Güstrow ein „Museum des Kunst- und Altertumsvereins“ u.a. mit den Abteilungen „vorgeschichtliche, kirchliche, bürgerliche Altertümer, Bücherei und Bildersammlung von Mecklenburgensien“. Interessant ist, daß in dem Zusammenhang 1933 unterschieden wurde nach „Gebrauchszweck oder Herstellungsverfahren“ der Altertümer.

In den ersten 30 Jahren des 20. Jahrhunderts entstanden weitere Museen in kleineren mecklenburgischen Städten wie Schönberg 1901, Doberan 1913, Warnemünde 1914 und nach dem ersten Weltkrieg Malchin 1927, Bützow 1928, Friedland im selben Jahr und Waren 1930. Die für das Thema relevanten Sammlungen wurden mit „Kulturentwicklung“, „bürgerliches Zimmer“ (Schönberg), „für Geschichte und Kultur wertvolle Gegenstände“, z.B. „Handel und Handwerk“, „Altertümer“, „Stickereien“ und „Trachten“ (Waren), „verschiedene Arten Altertümer“ (Malchin), „Innungssachen, Handwerkskunst, Volkskunst und heimatliche Erinnerungen“ (Doberan), „Zunftwesen und Kunstgewerbe“ (Bützow) und in Boizenburg 1935 mit „örtliches Handwerk, Töpferei 18. und 19. Jh.“ bezeichnet. Hier sind wohl so ziemlich alle Umschreibungsmöglichkeiten für materielle Kultur vertreten. Eine Ausnahme bildete das Heimatmuseum Warnemünde, wo Johannes Gosselck 1933 als Abteilungen des Museums aufzählt: „1. Inneneinrichtung eines alten Warnemünder Fischerhauses: Wohn- und Schlafräum, Küche; 2. Fischerei; 3. Schifffahrt; 4. Warnemünde in Beziehung zur Übersee (Kolonialabteilung); 5. Vorgeschichte“, und dann gelangt Gosselck zu der interessanten Feststellung „6. volkskundliches Material (vielfach vorhanden in den einzelnen Abteilungen)“.

Die terminologischen Wirrnisse der 30er Jahre wurden auch deutlich durch einen zeitgleichen Aufruf zur Sammlung für das „mecklenburgische Heimatmuseum“ (es wurde getragen vom Verein Bauernhochschule Warin und dem Verein für Ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege und verstand sich als Ergänzung zu den Sammlungen Richard Wossidlos). Da heißt es: „Bei der Sammlung für das Heimatmuseum gehen wir nicht von künstlerischen oder kunstgewerblichen Gesichtspunkten aus, sondern von kulturgeschichtlichen und volkskundlichen. Wir sammeln daher alle Gegenstände, die irgendwie mit dem Wohnen, Leben, Arbeiten der bäuerlichen Bevölkerung vor dem Maschinenzeitalter in Berührung gestanden haben ...“. Die Frage liegt auf der Hand: Stand hier der Begriff der Volkskunde in den 20er und 30er Jahren neben der Kulturgeschichte oder wurde er synonym verwandt und warum dann

nicht auch für den städtischen Bereich? Einen Schritt weiter ging Wilhelm Heß 1944 in seiner „Historischen Bibliographie für Mecklenburg“. Dort erfaßte er alle Museen generell unter dem großen Bereich „Volkskunde“. In der so außerordentlich verdienstvollen „mecklenburgischen Volkskunde“ wurden die städtischen musealen Sammlungen teilweise zur Illustration benutzt. Lediglich in den Abschnitten „Handwerker“ von Siegfried Neumann und „Werftarbeiter“ von Martin Heyne sind zwei sozial eng nach „oben“ und „unten“ (Siegfried Neumann) abgegrenzte Bereiche exemplarisch untersucht worden, wobei in diesen beiden Spezialuntersuchungen umfangreiches museales Sammlungsgut zur Auswertung herangezogen wurde. Somit ist also durch eine derartige Publikation zumindest das Vorhandensein volkskundlich relevanter Sammlungen in städtischen Museen im heutigen wissenschaftlichen Selbstverständnis nicht mehr in Frage gestellt. Die tägliche Praxis im Museum beweist uns auch, daß wir es hier mit materieller Alltagskultur oder Volkskultur oder bürgerlicher Kultur usw. zu tun haben. Ob es sich dabei um „Gemeinschaftsgut“ oder „Kulturgut“ (s.o. Hans Naumann) handelt, ist m.E. nur eine Frage der Betrachtungsebene.

In der Mecklenburgischen Volkskunde sind auch die Museumsgründungen der 50er Jahre erwähnt, die sich überwiegend mit der Sammlung ländlicher Sachzeugen befaßten, aber in den Fällen von Grabow (1952), Bad Sülze (1953), Dömitz (1954), Parchim (1955), Goldberg (1957), Ribnitz-Damgarten (1958) und Teterow (1958) durchaus auch städtisch geprägt sind. Hier finden sich Überlieferungen überwiegend im Bereich Handwerk oder Innungswesen, in verschiedenen Fällen zu Seefahrt und Fischerei (Ribnitz und Dömitz), „bürgerlicher Hausrat“ in Goldberg, „bürgerliche Küche mit Geräten 18. - 19. Jh., Biedermeierzimmer“ in Güstrow, „Arbeits- und Innungsgeräte“ in Friedland und in verschiedenen Fällen mecklenburgische Glashüttenerzeugnisse.

Stellt man jetzt noch einmal die Frage nach städtischen volkskundlichen Sammlungen, muß festgestellt werden, daß in Mecklenburg keine entsprechende zielgerichtete Tätigkeit erfolgte. Untersucht man aber die unter den Begriffen „Kulturgeschichte“ oder „kulturhistorisch“ angelegten Bestände, kann sogar von größeren städtischen volkskundlichen Sammlungen oder zumindest von unter volkskundlichen Aspekten auswertbaren Sammlungen gesprochen werden. Sehr gut ist der Bestand an Zeugnissen zum Bürgertum und zu den Handwerkern seit dem 18. Jahrhundert. Erheblich verbessert hat sich in den letzten Jahren der Bestand an Museumsgut zur Kultur und Lebensweise in den Jahrhunderten davor vor allem durch systematische und sporadische stadttarchäologische Grabungen z.B. in Schwerin, Wismar und Rostock. Gute Bestände gibt es auch zum Arbeitermilieu.

Eine gegensätzliche Stellung zwischen Feudal- und Volkskultur will mir in diesem Zusammenhang noch einleuchten, aber die Unterscheidung zwischen

bürgerlicher und Volkskultur fällt dann auch Ulrich Bentzien in der Mecklenburgischen Volkskunde schwer. Diese Schwierigkeit ist in der Museumsarbeit täglich nachvollziehbar. Dürftig sind die materiellen Überlieferungen für soziale Schichten und Gruppen, die im Zeitverständnis keine oder kaum „materielle Kultur“ hervorbrachten oder hervorbringen wie Stadtarme, Arbeitslose, Angestellte usw.

Eine volkskundliche oder auch kulturgeschichtliche Auswertung dieser städtischen Bestände steckt für unseren Raum erst in den Anfängen, wie die Mecklenburgische Volkskunde belegt. Das Bewußtsein um die Notwendigkeit einer entsprechenden volkskundlichen Auswertung in den städtischen Museen bricht sich in Mecklenburg aber nur ganz langsam Bahn, wie am einfachsten die Zahl der hier beschäftigten Volkskundler belegt. Es sind gegenwärtig drei. Das erklärt dann auch den Mangel an entsprechenden wissenschaftlichen Arbeiten aus den Museen heraus zu diesem Gebiet.

Die Sammlung gegenwartsbezogener volkskundlich auswertbarer Gegenstände in den Museen wird immer wieder auf Tagungen und in Konzeptionen beschworen, bleibt dann aber doch in Einzelaktionen stecken und oft auch in der kulturgeschichtlichen Betrachtung befangen. Feldforschungen oder eine oral history sind schon ganz ausgeschlossen. Sie werden aber auch nicht durch professionelle Einrichtungen wie das Wossidlo-Archiv oder das Mecklenburgische Wörterbuch geleistet werden können. An den Universitäten und Hochschulen des Landes ist diese Fachrichtung nicht präsent. Interdisziplinäre Ansätze zeigt die Soziologie. Seit „die Volkskunde sich aus dem Ruch der verantwortungslosen Enthistorisierung lösen konnte“ (Utz Jeggle) ist das Zusammengehen mit Nachbarwissenschaften wesentlich leichter geworden und hätte damit die Möglichkeit, hierzulande gemeinsam mit einer recht gut entwickelten Landesgeschichtsforschung an der Universität Rostock oder auch landesübergreifend tätig zu werden.

#### Literaturverzeichnis

- Zur Geschichte des städtischen Archiv- und Museumswesens, o.O.o.J. [Rostock 1984].  
 ROLF W. BREDNICH (Hg.), Grundriß der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie, Berlin 1988.  
 Handbuch der Museen und wissenschaftlichen Sammlungen in der DDR, Halle 1963.  
 WILHELM HEß, Geschichtliche Bibliographie von Mecklenburg, Rostock 1944.  
 Mecklenburg. Zeitschrift des Heimatbundes Mecklenburg.  
 Museumsführer Mecklenburg-Vorpommern, hg. vom Museumsverband in Mecklenburg-Vorpommern e.V., Schwerin 1991.  
 Museum und Denkmalpflege in Wismar, Wismar o.J.  
 ULRICH BENTZIEN/SIEGFRIED NEUMANN (Hg.), Mecklenburgische Volkskunde, Rostock 1988.

## „Museen und die Sicherung von Kulturgut in den neuen Bundesländern. Das Beispiel Mecklenburg-Vorpommern“

Eindrücke von einer Tagung an der Ostseeakademie

Vibe Punger

Das dritte Treffen von Leitern und Mitarbeitern kulturhistorischer Museen aus den Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein im Pommernzentrum Travemünde, gemeinsam organisiert von der dort ansässigen Ostsee-Akademie und der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein, fand am 28. und 29. Oktober 1991 statt.

Auf der Tagung sollten anhand von themenbezogenen Vorträgen Erfahrungen ausgetauscht und Hilfen erarbeitet werden, die zu einer Sicherung des besonders in den neuen Bundesländern durch vielerlei Umstände gefährdeten volkskundlichen Sammlungsgutes führen könnten. Personalabbau, drastische Kürzung finanzieller Mittel, ehemalige Eigentümer, die nun ihre Besitzansprüche auf Objekte in den Museen geltend machen, Raumnot, technische Mängel und schlechte konservatorische Bedingungen bedrohen bestehende kulturhistorisch-volkskundliche Sammlungen ebenso wie übereilte Verkäufe an den Antiquitätenhandel und Unwissenheit, Unverständnis und Skrupellosigkeit der Händler die noch zu sammelnden und sicherzustellenden Gegenstände gefährden.

Angesichts der vielschichtigen Probleme ist es nicht verwunderlich, daß die Vertreter aus den Landes-, Heimat- und Freilichtmuseen Mecklenburg-Vorpommerns in der Überzahl erschienen waren, um von den Erfahrungen der weniger zahlreich anwesenden Leitern und Mitarbeitern schleswig-holsteinischer Museen zu profitieren, um sich mit praktischen Tips auszurüsten.

Nach einer Begrüßung durch den Leiter der Ostsee-Akademie, Dr. Dietmar Albrecht, und einer Einführung durch den Geschäftsführer der Gesellschaft für Volkskunde, Dr. Heinrich Mehl, begann die Vortragsreihe mit einer Darstellung des Vorsitzenden des Museumsverbandes Mecklenburg-Vorpommern, Dr. Rolf Karge, der im Rückblick auf 1990/91 über Museumsarbeit, ihre Werte, Probleme und Möglichkeiten referierte. Die Schwierigkeiten zeichneten sich deutlich ab: Der kommerzielle Handel mit Sammlungsobjekten floriert uneingeschränkt und weitestgehend unkontrollierbar, Einforderungen ehemaliger Besitzer und Rückgaben entbehren bisher einer einheitlich handhabbaren rechtlichen Grundlage, Stellenkürzungen und AB-Maßnahmen behindern nun auch

in den neuen Bundesländern kontinuierliches, wissenschaftliches Arbeiten. Das Fehlen von Volontariatsplätzen steht dringend erforderlicher, praxisbezogener Ausbildung von qualifiziertem Nachwuchs im Wege. Alle diese Probleme, in Schleswig-Holstein längst bekannt und zum Museumsalltag gehörend, ja sogar zum Teil als unabänderliche Übel hinzunehmen, bedeuten für die Museumsleute Mecklenburg-Vorpommerns neue, bittere Erfahrungen und Enttäuschungen. Nicht nur in der Diskussion nach den Vorträgen, auch im Gespräch untereinander zeigte sich, daß die Erwartungen an das Wirtschaftswunderland mitnichten erfüllt wurden; im Gegenteil: Daß auch in kulturellen Bereichen mit den harten Bandagen der Marktwirtschaft gekämpft wird, damit hatte man nicht gerechnet. Nur eine starke Lobby, ein Zusammenschluß der Museen kann — so der dringende Rat des Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft Schleswig-Holsteinischer Museen Dr. Lengsfeld — an kulturpolitischen Entscheidungen mitwirken, kann sich für die kulturellen Interessen des Landes durchsetzen.

Ein eindrucksvoll bebildeter Erfahrungsbericht von Henry Gawlick (Institut für Volkskunde, Rostock) aus der Sicht der gefährdeten Kulturregion schilderte die schon jetzt sichtbaren Zerstörungen kultureller Eigenart in den Bereichen Bauen und Wohnen, Grünflächengestaltung, Ökologie und Städtesanierung.

Ganz ähnliche Erscheinungen wie in Schleswig-Holstein während der 60er und 70er Jahre, aber auch noch heute nicht zu vermeidende „Kulturfrevel“ treten in Mecklenburg-Vorpommern auf: Nur zu gern werden Billigbauelemente, Wärmedämmungen oder auch nur „Verschönerungen“ an kulturhistorisch wertvoller Bausubstanz vorgenommen. Die allerorts rasant entstehenden Bau- und Heimwerkermärkte liefern dafür das Material in Massen. Der Einfamilienhausbesitzer umhüllt sein Heim mit „kiefernartiger“ Plastikverschalung, der Ladeninhaber modernisiert das Outfit seines Geschäfts durch überdimensionierte, neonfarbige Werbeträger nach „Westmanier(r)“. Fachwerk versteckt man hinter Betonplatten, kleine Holzfenster ersetzt man durch Panoramascheiben in Plastikrahmen.

Denkmalpflegerische Maßnahmen können — wenn denn Mittel zur Verfügung stehen — nur dort greifen, wo ein Bewußtsein um die kulturellen „Güter“ existiert und nicht möglichst rasch alle westlichen Schaurigkeiten, die in Schleswig-Holstein ganze Dörfer hinter Ytong und Glasbausteinen, unter Wellblech und Ondoline verschwinden ließen, nachgeholt werden. Zu beachten ist aber auch der Zeitzeugencharakter dieses volkskundlich doch relevanten Phänomens, selbst wenn es die ästhetische Sicht empfindlich stört. Als eins der wichtigsten Kriterien zur Sicherung des Kulturguts in Mecklenburg-Vorpommern stellte sich im Erfahrungsaustausch bald die notwendige Information der Öffentlichkeit heraus. Es gilt, ein Bewußtsein in der Bevölkerung

zu schaffen, das sensibel auf die regionalen Kulturererscheinungen reagiert und pfleglich damit umzugehen lernt.

Schwieriger lösbar mögen die Probleme sein, die als „Vergangenheitsbewältigung“ bezeichnet werden könnten: Wie sind russische Gedenkstätten, Grenzbefestigungen und monumentale Erinnerungen an das DDR-Regime zu behandeln? Sollen sie unter neutralen grünen Rasen gepflegt, abgerissen und historisch unkenntlich gemacht werden, oder sollten wenigstens in einigen Fällen kulturhistorische Besonderheiten auch dieser Art in ihrem jeweiligen Zusammenhang erkenntlich aufgearbeitet und erklärt werden? Noch ist das Bewußtsein der Museumsleute aus Mecklenburg-Vorpommern offensichtlich nicht geschärft für die eigene, so wenig zurückliegende Vergangenheit, die es ebenfalls zu dokumentieren und nicht auszulöschen gilt. Unverständnis und Ratlosigkeit gegenüber Äußerungen, die für den Erhalt regimetyischer Ausstellungseinheiten plädierten, schien vorerst einzige Reaktionsmöglichkeit.

Dafür entstand bei dem Vortrag von Ira Koch, Leiterin des Stadtmuseums Güstrow, unter den Museumsleuten aus Schleswig-Holstein Unbehagen und Ratlosigkeit angesichts des Heimatbegriffs. Der „westliche“, seit Jahren in dieser Hinsicht beinahe übersensibilisierte Volkskundler, bei dem das Wort „Heimat“ einen deutlichen Mißklang erzeugt und eigentlich „Heimattümelei“ bedeutet, zumindest aber signalisiert, reagierte entsetzt auf den schlichten, heimatbejahenden Regionalismus, der sich nun wieder vermehrt um Erweckung von „Heimatliebe“ bei Kindern, um „Heimatbewußtsein“ bei Erwachsenen bemühen möchte. War schon eine wissenschaftliche Auseinandersetzung zu diesem Thema vor der Wende mangels Kontakten wohl kaum möglich, so muß besonders bedauert werden, daß auch auf der Tagung eine Diskussion nicht mehr zustande kam. Die eklatanten Unterschiede in der Begriffsauffassung zeigen jedoch die Notwendigkeit, sich miteinander — vielleicht auf einer eigenen Tagung — auszusprechen.

Zu den vielen materiellen Problemen, die Museumsarbeit in Mecklenburg-Vorpommern erschweren, konnten einige Lösungsvorschläge erarbeitet werden. Dennoch bedeutet die Raumnot zum Beispiel für ein agrarhistorisches Museum wie das in Alt-Schwerin eine schwerwiegende Behinderung. Große Maschinen unterzubringen in notdürftig hergerichteten Räumen, alte kulturhistorisch wichtige Gebäude zu restaurieren, agrarhistorische Ensembles zu erhalten, stößt auf unüberwindliche finanzielle Hürden. In vielem können nur Improvisationen helfen, und oft müssen auch bauliche Kulturdenkmäler dem Verfall überlassen werden, weil kein Geld da ist, weil der Eigentümer nicht einwilligt oder nicht zu ermitteln ist.

Überhaupt gestaltet sich die rechtliche Seite des Eigentums und der Sicherung von Museumsgut, vorgetragen von Isabelle Heilmann (Institut für Mu-

seumskunde Berlin) für den juristischen Laien noch undurchsichtig. Dr. Reinhold Janus, der jahrelang die Museumsbelange in Schleswig-Holstein mitbestimmte, riet zu einer genauen Klärung der Sachlage bei Rückforderungen im Verlaufe eines Prozesses. Weder aber sollte sich ein Museum gegen das Recht des Einzelnen stellen, noch sollte es „frei Haus“ seine Objekte herausgeben. Immer wieder zeichnete sich ab, daß Informationen und Know-how erforderlich sind und allgemein zugänglich sein sollten. Als Dachorganisation könnte der Museumsverband durch eine fibelartige Zusammenstellung z.B. aller Finanzierungsmöglichkeiten eine Informationsbasis schaffen, die darüber Auskunft gibt, wie Vereine als Mitträger der Museen auch Finanzquellen erschließen, wie mit hauseigenen Schriften und aktiver Publikumsarbeit auch Geldeinnahmen zu erzielen sind usw.

Ebensolche Informationen zu restauratorischen Bedingungen, die oft schon mit einfachen Mitteln ohne großen technischen Aufwand erfüllt werden können, wären von Vorteil. Der Leiter der Restaurierungswerkstätten des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, Bernd Bünsche, bot die von ihm erarbeiteten und in einem Paper zusammengestellten Richtlinien zur Vervielfältigung an.

Rege und produktive Zusammenarbeit müssen gefördert, „Einzelkämpferaktionen“ abgebaut werden. Dies gilt nicht nur in bezug auf den Informationsaustausch, sondern auch im Hinblick auf das Sammlungsgut und das Angebot einer breiten kulturhistorischen Dokumentation. Erfahrungen an schleswig-holsteinischen Museen haben gezeigt, daß die Spezialisierung auf einen Aspekt regionaler Besonderheit dem Besucher mehr bietet, attraktiver ist als eine Reihe thematisch gleich ausgestatteter Museen. Nicht alles kann im eigenen Hause gesammelt werden, sondern ist an darauf spezialisierte Mitstreiter (nicht Konkurrenten!) weiterzugeben.

Schon um den Erhalt des jetzt neu anfallenden Sammlungsgutes zu gewährleisten, ist eine solche Kooperation unerlässlich. Gerade zu dieser Zeit plündern Antiquitätenhändler das Land, auch wenn sie, wie der Vorsitzende des Verbandes der Kunst- und Antiquitätenhändler der Hansestädte und Schleswig-Holsteins, Willi Otteni, in seinem Referat beteuerte, dies aus besten Absichten dem Kulturgegenstand gegenüber tun (denn um seinen Erhalt werden sie sich sicher bemühen). Aufgabe der Museen ist es daher, die Bevölkerung darauf aufmerksam zu machen, daß im Museum Erhaltenens zwar nicht das gewünschte finanzielle Kapital einbringt, dafür aber das einer „begreifbaren“ Kulturgeschichte.

Das Kultusministerium Schwerin — dies wurde in der Stellungnahme seines Vertreters Reiner Lorenz deutlich — steht den kultur- und museumspolitischen Angelegenheiten noch unsicher gegenüber. Es bestehen kaum konkrete Vorstellungen, Konzepte oder klare Richtlinien, die eine Museumslandschaft positiv

beeinflussen. Entscheidungen vom „grünen Tisch“ sind hier ebenso wie in anderen Bereichen fehl am Platz, vor allem bedarf es einer Zusammenarbeit mit dem Museumsverband, um aktuelle Museumspolitik zu betreiben. Sicher ist, daß hier nicht mehr „die Menschen“, „unsere Menschen“, sondern Besucher, Öffentlichkeit, Wissenschaftler, engagierte Laien ins Bewußtsein rücken müssen, die nun nicht mehr per Anordnung „von oben“ ins Museum gehen oder dort tätig sind, sondern aus dem Interesse für Kulturgeschichte und Volkskunde in einer annehmbaren Museumslandschaft. Auch hier ist der „Kunde“, entsprechend der marktwirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten, „König“, und nur wenn sein Interesse und seine Mitarbeit durch vernünftige Kultur- und Museumspolitik angeregt wird, können die regionalen kulturhistorischen Besonderheiten bewahrt werden.

Der Ausverkauf der Ideale  
— ihr sagt, er habe schon begonnen,  
aber ich sage:  
wir müssen die Preise noch weiter senken.

Henry Parland

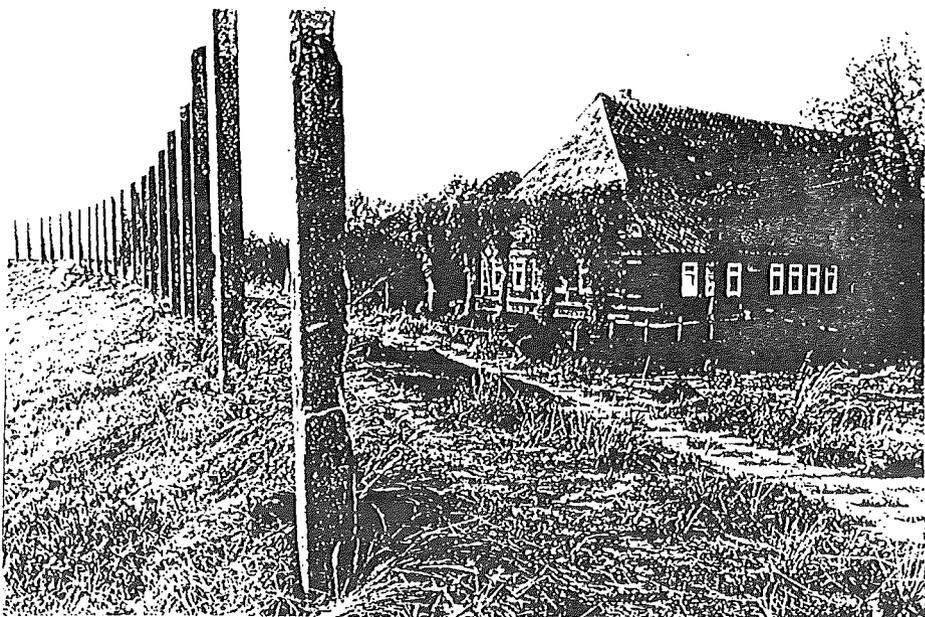


Abb.: Grenzsituation 1990, Neu-Garge (Foto: Renate Kühling)

## Kulturpolitik/Pressespiegel

# Museumsleiter-Treffen in der Ostseeakademie

Am 28. und 29. Oktober 1991 trafen sich in der Ostseeakademie Travemünde 60 Leiter und Mitarbeiter von kulturhistorisch-volkskundlichen Museen in Mecklenburg-Vorpommern und Schleswig-Holstein.

Gemeinsame Ausrichter der Tagung unter dem Titel „Museen und die Sicherung von Kulturgut in den neuen Bundesländern“ waren Ostseeakademie und Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein; die Leitung hatten Akademiedirektor Dr. Dietmar Albrecht und Dr. Heinrich Mehl, Geschäftsführer der Gesellschaft und Volkskundler am Landesmuseum Schloß Gottorf.

Große Resonanz hatte die Tagung bei den Museen Mecklenburg-Vorpommerns gefunden, die mit wichtigen Vertretern aus Museumsverband, aus Landes-, Stadt-, Heimat- und Freilichtmuseum anwesend waren.

Fachleute aus Wissenschaft, Kunsthandel und Museumspraxis des Westens sowie Kulturpolitiker aus dem Kultusministerium Schwerin informierten und schulten zu Fragen über Erwerb, Versicherung, Ausstellung- und Magazinarbeit, über rechtliche und konservatorische Probleme, über Verbandsarbeit und Zuschußmöglichkeiten. Die Museen Mecklenburg-Vorpommerns klagten einstimmig über Personalabbau und Mittelkürzung.

Als besondere Verunsicherung wurden die Besitzansprüche genannt, die nun von Seiten ehemaliger Eigentümer von Objekten an die Museen gestellt würden.

Im Mittelpunkt der regen Diskussion standen unter anderem Willi Otteni, Vorsitzender des Verbandes der Kunst- und Antiquitätenhändler der Hansestädte und Schleswig-Holsteins, der über „Kunst als Ware“ referierte, sowie Abteilungsleiter Reiner Lorenz vom Kultusministerium in Schwerin, der die aktuelle und künftige Museumspolitik seiner Regierung skizzierte.

Auf die Bedeutung der Museumsverbände in den benachbarten Ländern wiesen die jeweiligen Vorsitzenden Dr. Klaus Lengsfeld (Husum) und Dr. Rolf Karge (Rostock) hin: Kulturschaffende sind in Zeiten großer Finanznot und massiver Prioritätenverschiebung von Kultur zur Wirtschaft als Einzelkämpfer machtlos, im schlagkräftigen Verband aber ein ernstgenommener Partner. Ministerialdirigent a. D. Dr. Reinhold Janus, jahrzehntelang die Museumspolitik Schleswig-Holsteins mitbestimmend, und Dr. Helmut Sydow vom Amt Museumsbetreuung in Schleswig gaben als Moderatoren des zweiten Tages den Kollegen aus Mecklenburg wichtige organisatorische und rechtliche Hilfen.

Wir weisen auf folgende weitere Zeitungsartikel hin, die wichtige kulturelle Themen in Schleswig-Holstein berühren. Die Berichte werden bei der Redaktion gesammelt und können angefordert werden:

Kiel: Gert Börnsen: Kieler Industriemuseum — Bonn ist am Zug. In: Sozialdemokratischer Informationsbrief, 23.8.1991

Kiel: Frühjahr 1992: Baubeginn in der Hörn. Ein „Museum zum Anfassen“ in ehemaliger HDW-Halle. In: Kieler Nachrichten, 24.8.1991

Schleswig/Rendsburg: Peinlicher Fehler in Museumsbroschüre. Landesmuseumsdirektor: „Jüdische Gemeinde Rendsburg löste sich selbst auf“ — Proteste bei Historikern. In: Flensburg Avis, 14.9.1991

Langballig: Marxenhaus entsteht am neuen Standort in alter Schönheit. Wiederaufbau in Unewatt schreitet voran. In: Flensburger Tageblatt, 21.9.1991

Kulturmanager ohne Arbeitsplatz. Aufbauarbeiten an der Schnittstelle von Kultur und Ökonomie / Warnung vor Illusionen. In: FAZ, 21.9.91 (Christine Demmer)

Bovenau: Gut Osterrade ist wieder im Gespräch ... als Standort für ein Volkskundemuseum. In: Kieler Nachrichten, 26.9.1991

Kiel: „Welche Kulturgüter sind überhaupt erhaltenswert?“. „Ständige Konferenz“ von Kulturredernern geplant. In: Kieler Nachrichten, 26.9.1991

Schleswig: Zieht die volkskundliche Abteilung in das ehemalige Gebäude der Bundeswehr am Hesterberg um? Volkskundler: Altes Depot ist nicht der ideale Ort. In: Schleswiger Nachrichten, 29.9.1991

Hagen: 500 Wissenschaftler diskutieren in dieser Woche in Hagen über den „industrialisierten Menschen“. Krieg in Jugoslawien wirft auch Schatten auf Volkskunde-

Kongreß. In: Hagerer Rundschau, 8.10.1991

Schleswig: Auch CDU für die 'Suadicani-Lösung'. Möglicher Umzug der Volkskundlichen Sammlung in Bundeswehr-Depot positiv bewertet. In: Flensburg Avis, 8.10.1991 (Torsten Schulze)

Kreis Schleswig-Flensburg: Heimatbund vortiert für Gut Osterrade. Standort für Volkskundemuseum attraktiver. In: Flensburger Tageblatt, 9.10.1991

Rendsburg/Kiel/Schleswig: Heimatbund macht sich für Osterrade stark. „Optimaler Platz für ein Volkskundemuseum“. In: Schleswig-Holsteinische Landeszeitung, 9.10.1991

Kreis Schleswig-Flensburg: Unewatt-Mühle soll in altem Glanz erstrahlen. Kreis-Kulturstiftung will pachten und sanieren. In: Flensburger Tageblatt, 9.10.1991

Rendsburg: Streit unter Sozialdemokraten über das Volkskundemuseum: „Was Herr Degner macht, geht weit unter die Gürtellinie“. Jürgen Baasch: „Unerhörte Entgleisung eines Kirchturmpolitikers“. In: Schleswig-Holsteinische Landeszeitung, 10.10.1991

Rendsburg: Degner-Kritik scharf zurückgewiesen. In: Schleswiger Nachrichten, 10.10.1991

Eutin/Kiel: Erstmals in Schleswig-Holstein. Stiftung für Eutiner Schloß. In: Lübecker Nachrichten, 10.10.1991

Eutin/Kiel: Stiftung für das Eutiner Schloß. In: Ostholsteiner Anzeiger, 10.10.1991

Rendsburg/Schleswig: „Beste Voraussetzungen für ein Landesmuseum“. Dr. Arnold Lühning (Schleswig) plädiert für Osterrade. In: Schleswig-Holsteinische Landeszeitung, 11.10.1991

Schleswig: Volkskundler Dr. Lühning und Dr. Mehl gegen Wehrdepot als Standort

für Gerätesammlung: „Ein vorprogrammieretes Fiasko ...“. In: Schleswiger Nachrichten, 11.10.1991

Sörup: Meiereien im Wandel der Zeit. Fotoausstellung in der Söruper Volksbank: 100 Jahre Milchgeschichte. In: Flensburger Tageblatt, 18.10.1991

Molfsee: Volkskunde-Sammlung zieht nicht in Freilichtmuseum. In: Kieler Nachrichten, 18.10.1991

Kreis Schleswig-Flensburg: SPD: Volkskundemuseum gehört nach Schleswig. „Auch aus finanziellen Gründen ist dieser Standort beste Lösung“. In: Flensburger Tageblatt, 29.10.1991

Rendsburg: Kultur-Entwurzelung ohne Zorn untersuchen. Jüdische Kulturtage in Rendsburg eröffnet. In: Flensburg Avis, 5.11.1991

## Krieg in Jugoslawien wirft auch Schatten auf Volkskunde-Kongreß

Hagen. Der Krieg kennt keine Grenzen! Auch nicht die akademischer Zirkel. Die „heile Welt“ volkskundlicher Diskussion, zu der sich in dieser Woche rund 500 Wissenschaftler in Hagen treffen, ist belastet durch den Bruderkrieg in Jugoslawien. Dramatisch der Appell eines kroatischen Volkskundlers an seine Kollegen, dem „Völkermord“ in seiner Heimat nicht kommentarlos zuzuschauen!

Es hätte des Appells nicht bedurft, um die Wissenschaftler nachdenklich zu machen. Denn unter den 34 Vorträgen sind Themen wie „Wie wir es aushalten, den Krieg zu erklären!“ Und auch das Motto: „Der industrialisierte Mensch“ macht deutlich, wie die Maschinenwelt den Menschen verändert, ihn diszipliniert und konfektioniert, wie sie häuslichen Alltag technisiert oder Freizeit problematisiert.

Professor Dr. Helge Gerndt,

Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde, freut sich, daß der Kongreß in Hagen „stattfindet“, nach 20 Jahren wieder in einer Museumsstadt. Erstmals dabei sind die Kollegen aus Ostdeutschland, für die es in Hagen noch enorme Anpassungsschwierigkeiten gibt, war für sie doch Industrie- und Sozialgeschichte ab 1947 tabu.

Engeladen hat die Wissenschaftler Dr. Michael Dauskardt, Direktor des Freilicht-

Unewatt: Neue Chancen mit alten Gemäueren. In: Kieler Nachrichten, 6.11.1991 (Ulf B. Christensen)

Schleswig-Holstein in der Gunst der deutschen Urlauber: Sympathisch, sportlich, aber ohne Kultur. In: Kieler Nachrichten, 8.11.1991

Kiel: Landeskonservator will alte HDW-Gießerei sichern. Noch ein Denkmal im Ostuferhafen? In: Kieler Nachrichten, 12.11.1991

Chaos mit Diplom. Das neue Studienfach „Kulturmanagement“ zieht die Studenten in Massen an, doch draußen gibt es kaum Bedarf. In: Der Spiegel 46/1991

Rendsburg: Landrat Geerd Bellmann im Kreistag: „Damit ist das Thema Osterrade durch“. Gutseigentümer akzeptierte Angebot des Kreises nicht. In: Rendsburger Tagespost, 19.11.1991

museums, der sich von der Tagung neue Impulse erhofft. Denn die Museen haben Probleme, die Dr. Dauskardt in einem Vortrag am Mittwoch, 9. Oktober, 20 Uhr, in der Industrie- und Handelskammer auch deutlich ansprechen will: „Die kürzlich verabschiedete Haushaltsverfügung des Landschaftsverbandes sieht ganz gravierende Mittelkürzungen vor, die besonders der Museen treffen. Gleichzeitig boomt die Museumsszene

## Aus Forschung und Lehre

### Universität Kiel

#### Magister- und Doktorarbeiten im Fach Volkskunde 1991

##### Abgeschlossen:

IMKE KRAUSE, Arbeitsverhältnisse und Arbeiterbewußtsein bei den Kieler Howaldtswerken in der Kaiserzeit (M.A.)

BEATE LIPPERT, Bodenständig — schlicht — echt. Die Bewertung ländlicher Bauten durch die Heimatschutzbewegung um 1900 (M.A.)

##### Neu vergeben:

MATHIAS HÖRTNAGEL, Arbeiterleben und Arbeiterkulturbewegung in Elmshorn und Umgebung während der Weimarer Republik (M.A.)

JÖRGEN LACH, Zum gegenwärtigen Stellenwert magischer Vorstellungen und Praktiken im Lebensbild junger Erwachsener (M.A.)

### Universität Hamburg

#### Magister- und Doktorarbeiten im Fach Volkskunde 1991

##### Abgeschlossen:

CHRISTINE DÜBEL, Die Geschichte des Minirocks (M.A.)

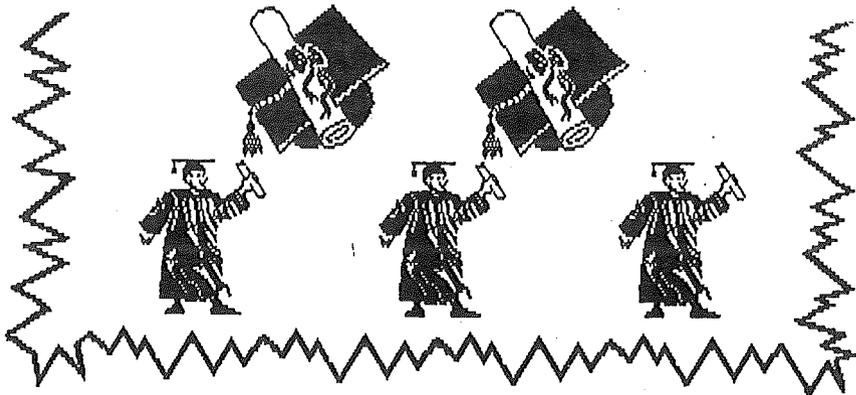
GÜNTHER HEINE, Hamburger Werkzeugmacher im 19. Jahrhundert. Die gewerbliche Herstellung von Tischlerwerkzeugen (Diss.)

ANDREA MARTINA KUNZ, Die Kostüme auf den Lüneburger Altartafeln des Hamburger Malers Hinrik Innhof. Ein Beitrag zum Zeichencharakter spätmittelalterlicher Kleiderdarstellungen (M.A.)

MONIKA MAI, Landhandwerk im Freilichtmuseum. Untersuchungen zu seiner Präsentation und Demonstration (M.A.)

##### Neu vergeben:

VERENA FINK, Alltagsprobleme Hörgeschädigter (Arbeitstitel, Diss.)



## „Das Bauernhaus der Landschaft Stapelholm vom 16. bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert“

Bilanz über ein Forschungsprojekt der Abteilung Volkskunde des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums, Schloß Gottorf

### Hildegard Mannheims

Bereits im Jahre 1989 ist in der Zeitschrift für Volkskunde ein längerer Bericht über Ziel und Stand des im August 1988 begonnenen Forschungsprojektes mit dem damaligen Titel „Das Bauernhaus der Landschaft Stapelholm seit dem 15. Jahrhundert“ veröffentlicht worden<sup>1</sup>. Dieses von der Deutschen Forschungsgemeinschaft getragene und dem Schleswig-Holsteinischen Landesmuseum, Schloß Gottorf in Schleswig, angeschlossene Projekt läuft Anfang des Jahres 1992 aus. Zeit also, eine Bilanz zu ziehen und den Entwicklungsverlauf dieses Forschungsprojektes zu betrachten, den inneren Wandel aufzuzeigen, den der Zuwachs an Erkenntnissen im Verlauf der Forschungsarbeit mit sich brachte, und nicht zuletzt auch die Problematik anzusprechen, die durch eine zweimalig notwendig gewordene personelle Neubesetzung auftrat.

Das ursprüngliche Ziel, das der vormalige Leiter der Volkskundlichen Sammlungen, Dr. Arnold Lühning, mit der Beantragung des Forschungsprojektes im Jahre 1987 verknüpfte, war die Untersuchung und Dokumentation der ländlichen Bausubstanz der Landschaft Stapelholm, ausgehend von der Vermutung, daß dort die „ältesten noch greifbaren Zeugnisse der Fachhallenhaus-Architektur in Schleswig-Holstein“ zu finden seien, und auch ausgehend von der konkreten Tatsache, daß „deren Bestand durch Dorferneuerungsprogramme und Sanierungsmaßnahmen gegenwärtig auf das höchste gefährdet ist“<sup>2</sup>. Diese wohlmeinenden Programme zur Dorferneuerung und wirtschaftlichen Förderung des Gebietes bergen — so begrüßenswert sie auch sind — die Gefahr in sich, „daß der größte Teil der hochwertigen Altbausubstanz für immer verloren gehen könnte, ohne bisher überhaupt recht erkannt, geschweige denn wissenschaftlich bearbeitet worden zu sein“<sup>3</sup>. Einen weiteren Faktor, der den Untergang der hochwertigen Altbausubstanz begünstigt, sah Arnold Lühning im

<sup>1</sup>ARNOLD LÜHNING/RALF VOGEDING, Das Bauernhaus der Landschaft Stapelholm seit dem 15. Jahrhundert. Bericht über ein Forschungsvorhaben der Abteilung Volkskunde des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums in Schleswig. In: Zeitschrift für Volkskunde 85 (1989), S. 259-263.

<sup>2</sup>Antrag auf Förderung des Projekts: „Das Bauernhaus der Landschaft Stapelholm seit dem 15. Jahrhundert“ (Arnold Lühning, Schleswig 1987), S. 2.

<sup>3</sup>Ebd., S. 4.

Strukturwandel der Landwirtschaft, der dazu geführt hat, daß viele der noch vorhandenen älteren Gebäude nicht mehr in der hergebrachten Weise genutzt werden können und somit dem Verfall oder Abriß preisgegeben sind. Dies betrifft vor allem die älteste Bausubstanz.

Ziel und Zweck des von ihm im Jahre 1987 zur Förderung beantragten Forschungsprojektes sollte daher zunächst eine Dokumentation und Inventarisierung des noch vorhandenen Baubestandes des 16. bis 19. Jahrhunderts sein. In einigen Fällen hieß dies sozusagen in letzter Minute vor völligem Umbau oder Abbruch den betreffenden älteren Baukörper in Außmaß und Fotos festzuhalten und somit zumindest Grundlagematerial für eine spätere wissenschaftliche Analyse sicherzustellen.

Das zweite Standbein des Forschungsprojektes wurde neben der Bauforschung in der Bearbeitung der hauskundlich relevanten Archivalien gesehen, durch die neben den erhofften Aufschlüssen über die Bauten selbst auch der Bereich des Wohnens und Wirtschaftens innerhalb der Gebäude erschlossen werden sollte. Diese konsequente Kombination von Haus- und Archivalienforschung wird in der Volkskunde erst seit einigen Jahren praktiziert<sup>4</sup>. Die Erstellung von Eigentümerreihen — wegen des hohen Arbeitsaufwandes allerdings nur für einige besonders wichtige Gebäude möglich — sollte eine Zusammenführung mit den dazugehörigen Archivalien, vor allem mit den Besitzstandsverzeichnissen (Erbregelungs- bzw. Konkursprotokolle) der Zeit von etwa 1730 bis 1867, ermöglichen. Im Idealfall ließe sich damit die Baugeschichte bestimmter Häuser über den Zeitraum von fast 300 Jahren zurückverfolgen.

Neben das wissenschaftliche Interesse an einer Rekonstruktion der von Lühning in Stapelholm vermuteten Frühformen des Niederdeutschen Fachhallenhauses und deren Weiterentwicklung im Laufe der Jahrhunderte trat ein weiterer praktischer Interessenschwerpunkt: die Möglichkeit, mit Hilfe der Inventarisierung und Dokumentation „notwendiges Material zu liefern, um die ältere Bausubstanz sinnvoll in neue Konzepte einzubinden und damit zu ihrer Erhaltung und zukünftigen Nutzung beizutragen“<sup>5</sup>. Das Interesse der dafür zuständigen Institutionen und Verbände durfte vorausgesetzt werden; eine Zusammenarbeit wurde bereits zum Zeitpunkt der Antragstellung gewährleistet und von den betreffenden Gremien ausdrücklich begrüßt.

Für die Anbindung eines solchen Hausforschungsprojektes an ein kulturhistorisches Museum gibt es nur wenige Vorläufer, obwohl die Hausforschung zu den

<sup>4</sup>Vgl. dazu etwa GÜNTER WIEGELMANN/FRED KASPAR (Hg.), Beiträge zum städtischen Bauen und Wohnen in Nordwestdeutschland (Beiträge zur Volkskultur in Nordwestdeutschland 58), Münster 1988.

<sup>5</sup>Antrag 1987, wie Anm. 2, S. 4.

Aufgaben eines solchen Museums gerechnet werden kann<sup>6</sup>. Als flächendeckende Forschungsarbeiten zur ländlichen Bausubstanz in Schleswig-Holstein im Rahmen der „Volkskundlichen Landesaufnahme“ des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums liegen bislang drei Untersuchungen zu hauskundlich wichtigen Landschaften vor<sup>7</sup>. Die bisherige hauskundliche Erforschung Stapelholms beschränkte sich vornehmlich auf Einzeluntersuchungen zu wenigen Häusern bzw. auf eine rein fotografische Bestandsaufnahme für die beiden Dörfer Seeth und Drage. Das Forschungsprojekt „Stapelholm“ betrat somit in vielerlei Hinsicht neuen oder bislang wenig beschrittenen Boden — ein Merkmal, das sich auch in der weiteren Entwicklung fortsetzt.

Basierend auf den Forschungsarbeiten Friedrich Saetfels zur Hauslandschaft Stapelholm aus den 30er Jahren<sup>8</sup>, den Untersuchungen Konrad Bedals zu einzelnen Häusern aus den 70er Jahren<sup>9</sup>, der fotografischen Bestandsaufnahme von Seeth und Drage und nicht zuletzt basierend auf einer fundierten Kenntnis aus eigener Anschauung konnte Arnold Lühning von etwa 200 Gebäuden ausgehen, die zu einem mehr oder minder großen Anteil Bausubstanz des 16. bis 19. Jahrhunderts zu bergen schienen — eine Anzahl, die bei einer flächendeckenden Dokumentation und späteren Analyse neue und wesentliche Erkenntnisse über Frühformen des niederdeutschen Fachhallenhauses in Schleswig-Holstein und deren Weiterentwicklung versprach.

Konkret geplant war eine Kartei aller Altbauten vor etwa 1850 mit Fotos, älteren Dokumenten<sup>10</sup> und kurzen Hausbeschreibungen, ein Aufmaßarchiv der Gebäude bzw. einzelner Baubestandteile des 16. bis frühen 18. Jahrhunderts und eine kartographische Aufnahme aller bearbeiteten Objekte als Orientierungshilfe für Denkmalpflege und Sanierungsplaner. Nach einer Bewilligung der Förderung des Projektes durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft konnten

<sup>6</sup>Vgl. dazu LÜHNING/VOGEDING, wie Anm. 1, S. 259.

<sup>7</sup>Die Kunstdenkmäler des Kreises Pinneberg (Die Kunstdenkmäler des Landes Schleswig-Holstein 9), bearb. von WOLFGANG TEUCHERT und ARNOLD LÜHNING. Mit einem Beitrag von MANFRED PETERS, München/Berlin 1961, darin: ARNOLD LÜHNING, Das Bauernhaus im Landkreis Pinneberg, S. 35-63; KONRAD BEDAL, Hallenhäuser und Längsscheunen des 18. und 19. Jahrhunderts im östlichen Holstein. Eine Dokumentation (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 5), Neumünster 1979; ANITA HAGEMEIER-KOTTWITZ, Angeliter Dreiseithofanlagen. Die Entwicklung der Dreiseithöfe in der Landschaft Angeln vom späten 18. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 9), Neumünster 1982.

<sup>8</sup>Siehe neben weiteren Untersuchungen einzelner Häuser der Landschaft Stapelholm: FRIEDRICH SAETTEL, Haus und Hof in Stapelholm. In: WILBERS JESSEN Hg., Chronik der Landschaft Stapelholm, Rendsburg 1950, S. 95-119.

<sup>9</sup>BEDAL, wie Anm. 5.

<sup>10</sup>Vor allem der archivalische Quellenbestand der Provenienz Stapelholm im Schleswig-Holsteinischen Landesarchiv in Schleswig.

im August 1988 unter der Projektleitung Arnold Lühnings die beiden Mitarbeiter — Dipl.Ing. Arnulf Brieger (Architekt) und Dr. Ralf Vogeding (Volkskundler) — die Arbeit aufnehmen.

Die Feldforschung gestaltete sich folgendermaßen: In einem ersten Schritt wurden insgesamt 322 Hauptgebäude aus dem Zeitraum zwischen 1500 und 1900 inventarisiert und von außen fotografiert (etwa 40 % der Häuser auch von innen). Neben diesen Hauptgebäuden (Hallenhäuser, Querdielenhäuser, Katen ohne Dielenbereich, ein Haubarg und sechs reine Wohnbauten) wurden auch Abnahmehäuser und die wenigen eigenständigen Nebengebäude (Ställe, Scheunen, Backhäuser), Werkstattgebäude (Schmieden) sowie die beiden noch in Resten erhaltenen Windmühlen aufgenommen. Auch Baudetails und Einbauten wurden fotografisch festgehalten, ferner Brunnen und Pumpen sowie das noch vorhandene ältere Mobiliar: vor allem Truhen, Schränke und einige Einzelstücke (Uhr, Waschtisch, Betten, Ofen) aus der Zeit des 18. und 19. Jahrhunderts.

In einem zweiten Schritt wurde eine Kartei der inventarisierten Gebäude angelegt und mit Fotos, den aus dem Urkataster von 1875 gewonnenen Grundrissen, der Lage der Gebäude im Ortsverband und den Namen und Berufen der damaligen Besitzer versehen. Zusätzlich wurden die Bestände an Aufnahmen und Beschreibungen der IG Baupflege Nordfriesland, der Denkmalkartei Schleswig-Flensburg und der Fotokartei im Landesdenkmalamt Kiel durchgesehen und reproduziert. Auch die erst im 20. Jahrhundert erfolgten Aufmaße der ehemaligen Bauschule Eckernförde (heute Fachhochschule Kiel, Fachbereich Bauwesen in Eckernförde) und aktuelle Pläne und Zeichnungen heutiger Baumaßnahmen sind in die Kartei aufgenommen.

Neben der Durchsicht der Literatur zu Stapelholm bzw. zur Hausforschung und Zusammenstellung eines Handapparates erfolgte eine erste Sichtung und Transkription des archivalischen Materials, vor allem derjenigen Akten, die einen unmittelbaren Bezug zur Hausforschung haben — u.a. Erdbücher, Brand- und Gebäudesteuerlisten. Die Bearbeitung weiterer relevanter Aktenbestände — Schuld- und Pfandprotokolle nebst Nebenprotokollen, Inventuren und Teilungen, um nur einige zu nennen — mußte angesichts der Fülle des Materials einerseits und der zunächst angestrebten Dokumentation der Häuser (Aufmaße, dendrochronologische Datierung, Detailbeschreibung, Befragung der Bewohner) andererseits zurückgestellt werden.

Über die erste Phase des Projektes — die Zeit von August 1988 bis zum Juli 1990 — liegen einige Zwischenberichte vor. Arnold Lühning stellte Ziel, Planung und Durchführung der Forschungsarbeiten in zwei Beiträgen im Jahre 1989 vor<sup>11</sup>. Als erste Erkenntnisse, die „sowohl die Problemstellung als auch

den weiteren Gang des Vorhabens beeinflussen werden“<sup>12</sup>, faßt er folgendes zusammen: Die Anzahl der intakten Innengerüste des 16. und 17. Jahrhunderts ist geringer als ursprünglich angenommen. Allerdings läßt die Analyse dieser Bauten und der zahlreichen Gefügereste nach wie vor wichtige Ergebnisse für den Hausbau und seine Entwicklung erwarten. Neben die Suche nach den Ursachen für den Umbau der älteren Häuser und für das verstärkte Aufkommen der Querdielenhäuser im 19. Jahrhundert — diese sich abzeichnende Entwicklung wird von den Forschern im Projekt auf das Bemühen zurückgeführt, „neuen Anforderungen der Landwirtschaft und Ansprüchen des Wohnens gerecht zu werden“<sup>13</sup> — tritt als neuer Aspekt im Projekt gerade auch die Beschäftigung mit den Querdielenhäusern, die in der bisherigen Hausforschung in Schleswig-Holstein kaum berücksichtigt wurden.

Durch das Ausscheiden Ralf Vokedings aus dem Projekt im Juni 1989 wurde eine personelle Neubesetzung des archivalischen Forschungsbereiches notwendig. Mitte August 1989 wurde die Stelle mit Reimer Möller M.A. (Historiker) besetzt, der neben der nach wie vor erforderlichen hauskundlichen Feldforschung mit der Aufbereitung und Auswertung des archivalischen Quellenmaterials zur sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung Stapelholms begann. Sein Augenmerk richtete sich dabei zunächst auf die quantifizierbaren Quellen zu den landwirtschaftlichen Produktionsverhältnissen sowie zur Entwicklung und sozialen Differenzierung der Bevölkerung Stapelholms (Erdbücher, Volkszählungslisten, Brand-, Gebäude- und Landsteuerregister, u.a.m.). Zusätzlich wertete er die statistischen Angaben in den älteren Beschreibungen der Landschaft Stapelholm<sup>14</sup> aus sowie die Ergebnisse allgemein Schleswig-Holstein betreffender agrar- und sozialgeschichtlicher Forschungen. Konkretes Ziel seiner Untersuchung waren Aufschlüsse über Art und Erfolg der Agrarwirtschaft, über die landwirtschaftliche Betriebsstruktur und über die Bevölkerungsverhältnisse im 18. und 19. Jahrhundert, denn vor allem diese Faktoren bestimmen und bedingen die Siedlungs- und Wirtschaftsstruktur und damit auch den Baubestand der Landschaft Stapelholm bzw. dessen Wandel. Angestrebt wurde von ihm auch die Erstellung von Eigentümerreihen der Stapelholmer Häuser, da die bereits oben genannte Zusammenführung von noch

Jahrhundert. Bericht über ein Forschungsvorhaben. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 21 (1989), S. 244-247.

<sup>12</sup>Ebd., S. 246.

<sup>13</sup>Ebd.

<sup>14</sup>U.a. JOHANN ADRIAN BOLTEN, Beschreibung und Nachrichten von der im Herzogthume Schleswig belegenen Landschaft Stapelholm, unveränderter Nachdruck der Ausgabe Wöhrden 1777, Leer 1979; Wilhelm Carl Ludwig von Rosen, Beschreibung der Landschaft Stapelholm, um 1825, Aktenbestand des Schleswig-Holsteinischen Landesarchivs (LAS) Abt. 400 I, Nr. 229.

<sup>11</sup>LÜHNING, wie Anm. 1; DEBS., Das Bauernhaus der Landschaft Stapelholm seit dem 15.

existenten Bauten und archivalischen Quellen nur über die Namen der Besitzer durchführbar schien.

Das Fortschreiten der Bauaufnahme und -dokumentation und der archivalischen Recherchen ließ bald erkennen, daß das bei der Feld- und der Archivalienforschung erhobene Datenmaterial und die gewonnenen Erkenntnisse nach Umfang und Qualität gute Voraussetzungen für eine Fortsetzung des Projektes boten. Da Dr. Arnold Lühning bereits aus dem aktiven Dienst als Leiter der Volkskundlichen Sammlungen des Schleswig-Holsteinischen Landesmuseums ausgeschieden war, legte sein Nachfolger, Dr. Heinrich Mehl, im März 1990 einen Antrag auf Verlängerung des Projekts vor. Angestrebtes Ziel dieser Fortsetzung des Vorhabens sollte eine weiterreichende Analyse des bisher erarbeiteten Materials der Feldforschung wie auch eine Vertiefung und Ausweitung der Archivalienforschung sein sowie die anschließende Darstellung der Ergebnisse zu den Forschungsbereichen Bauen, Wohnen und Wirtschaften im Rahmen einer Veröffentlichung mit dem (Arbeits-)Titel: „Das Bauernhaus der Landschaft Stapelholm vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert“.

Besonderes Augenmerk sollte im beantragten Verlängerungszeitraum (24 Monate) demjenigen archivalischen Quellenmaterial gelten, das Angaben zur Rekonstruktion des Wohnens und Arbeitens in den Häusern beinhaltet, um „das bauliche Geschehen in größere kulturelle, wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge hineinzustellen“<sup>15</sup>. In diesem Zusammenhang sollte auch den verursachenden Faktoren baulicher Entwicklung stärker als bisher nachgegangen werden, zumal „hauskundliche Untersuchungen sich heute nicht mehr mit phänomenologischen Feststellungen begnügen dürfen“<sup>16</sup>.

Konkrete Anknüpfungspunkte für den Bereich der hauskundlichen Forschung ergaben sich aus dem Entwicklungsbild, das sich in großen Zügen aus dem erarbeiteten Grundlagenmaterial abzeichnete. Ein relativ kleiner und einheitlicher Hallenhaustyp (faßbar seit dem frühen 16. Jahrhundert) wird seit dem 17. Jahrhundert durch An- und Umbauten erweitert und seit dem 19. Jahrhundert bei Neubauten stark vergrößert. Veränderungen ergeben sich in bezug auf konstruktive Details, Innengliederung und Raumnutzung, Baumaterialien und somit auf das gesamte Erscheinungsbild. Durch das Hinzutreten neuer Haustypen (Haubarg, Querdielenhaus, Kate, Abnahmehaus und Mischformen) im 18., verstärkt im 19. Jahrhundert wird das Spektrum formal und qualitativ erweitert<sup>17</sup>. Dieses Entwicklungsbild sollte bei der Verlängerung des Projektes vervollständigt werden.

<sup>15</sup> Antrag auf Verlängerung des Projekts: „Das Bauernhaus der Landschaft Stapelholm seit dem 15. Jahrhundert“ (Heinrich Mehl, Schleswig 1990), S. 6.

<sup>16</sup> Ebd.

<sup>17</sup> Ebd.

Für die monographische Darstellung wurde zudem in diesem Verlängerungsantrag ein Konzept erstellt, das folgende wesentliche Kapitel enthalten soll: Stapelholm als Siedlungs-, Wirtschafts- und Kulturraum, eine Darstellung des Baugeschehens, der überlieferten Bausubstanz und ihrer Klassifizierung (mit Katalog) und eine Rekonstruktion des täglichen Lebens in den Häusern.

Mit Ablauf des ersten Bewilligungszeitraumes schied Reimer Möller aus dem Projekt (Juli 1990). Für die bewilligte Verlängerung des nun gemeinsam von Arnold Lühning und Heinrich Mehl begleiteten Projektes um weitere 18 Monate wurde somit eine zweite personelle Neubesetzung für die archivalische Forschung notwendig, wodurch ich als Volkskundlerin die Möglichkeit erhielt, vom November 1990 an in diesem Projekt mitzuarbeiten.

Der nunmehrige Fortgang der Hausforschung seit August letzten Jahres ist bereits durch die oben angeführten Darstellungen in den beiden Anträgen und Berichten zum Stand des Projektes skizziert und nur unwesentlich modifiziert worden. Die Feldforschung war bereits vor Ablauf des Verlängerungszeitraumes abgeschlossen, die dendrochronologischen Untersuchungsergebnisse liegen vor, und die kontinuierliche Analyse und Zusammenstellung der Ergebnisse für die Veröffentlichung schreiten fort.

Anders sieht es jedoch bei der Archivalienforschung aus. Durch den Bearbeiterwechsel entstanden Probleme, die auf die unvermeidliche Inkongruenz der einzelnen Forschungsansätze und Vorgehensweisen, auch bedingt durch die unterschiedliche fachliche Herkunft, zurückzuführen sind.

So konnte Ralf Vogeding etwa einen interessanten Beitrag zum Bereich Wohnen der Handwerker liefern, der seinen Kenntnissen in bezug auf Hausforschung, Inventarforschung und Geschichte des Handwerks zu verdanken ist<sup>18</sup>. Außerdem hatte er mit der Erhebung empirischer Daten begonnen und bereits einige Kontakte mit Informanten vor Ort geknüpft.

Als Historiker in der Untersuchung der sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklung geschult und mit dem notwendigen Handwerkszeug versehen hatte Reimer Möller seine diesbezügliche Erforschung der Stapelholmer Verhältnisse mit Ablauf seiner Tätigkeit bereits weitestgehend abgeschlossen<sup>19</sup>.

Als Volkskundlerin, die mit dem Handwerkszeug der Historiker weniger vertraut ist, Reimer Möllers Arbeiten fortzusetzen, hätte jedoch für mich eine Einarbeitungszeit erfordert, die in ungutem Verhältnis zum Nutzen gestanden hätte. Der für den Abschluß der archivalischen Forschung verbleibende Zeit-

<sup>18</sup> RALF VOGEDING, Die Häuser ländlicher Handwerker in Stapelholm. Werkstatt, Wohnung und deren Ausstattung im 18. und 19. Jahrhundert. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 21 (1989), S. 121-153.

<sup>19</sup> Die Ergebnisse seiner Forschung werden als eigenständiger Beitrag in der Monographie erscheinen.

raum von nur anderthalb Jahren ließ es vielmehr geraten scheinen, die Erforschung des noch ausstehenden Bereichs Wohnen in Angriff zu nehmen. Somit wurde — anknüpfend an Vogedings erste Recherchen — mit der Transkription, der quellenkritischen Betrachtung<sup>20</sup> und der Auswertung der in den Erbregelungsakten enthaltenen Inventare sowie der Bearbeitung der ebenfalls im Hinblick auf das Wohnen in den Häusern Stapelholms aufschlußreichen Begleitakten wie etwa Altenteilverträge, Versiegelungs-, Versteigerungs- und Erbteilungsprotokolle begonnen.

Die im Antrag auf Verlängerung des Projektes aufgeführten Einzelthemen zum täglichen Leben in den Häusern Stapelholms können nach genauerer Kenntnis der Aussagefähigkeit der Inventare und Begleitakten zum größten Teil bearbeitet und um einige Aspekte erweitert werden. So ist es möglich, die Raumstrukturen und Nutzungsbereiche zu untersuchen, die Einrichtung, teils auch die farbige Gestaltung (mit Textilien) der einzelnen Räume des Kammerfachs zu rekonstruieren und aus den vielen Detailschilderungen, die aber nicht immer verallgemeinerbar sind, Rückschlüsse auf einzelne Bereiche im Haus und im Haushalt zu ziehen, wie etwa Feuerung, Nahrung, Aufbewahrungs- und Dekorationsgewohnheiten.

Erweitert wird der bisherige Katalog von Einzelthemen durch eine Ausweitung auf das soziale Miteinander der Menschen im Haus und im Ort, wie es sich sowohl in den Inventaren als auch in den Vormundschaftsrechnungen, Nebenprotokollen der Schuld- und Pfandprotokolle etc. abzeichnet. Kindheit, Alter, Tod und Begräbnis als Abschnitte und Einschnitte im Leben der Stapelholmer Bevölkerung werden mit Hilfe der Hinweise in den Inventaren und Begleitakten beleuchtet. Diese Untersuchung ermöglicht zudem eine enge Verzahnung der Forschung im Projekt mit zwei größeren Untersuchungen zur Situation der Altenteiler in Schleswig-Holstein<sup>21</sup> und speziell in Stapelholm<sup>22</sup>.

Trotz aller Bemühung ist der bereits von Arnold Lühning als ideal angesehene Fall bislang nicht eingetreten, tragfähige Besitzerreihen erstellen zu können und die noch existierenden älteren Häuser mit den Inventaren zusammenzubringen. Somit ist eine diachrone Untersuchung der Geschichte einzelner Häuser, ihrer Einrichtung und inneren Gestaltung nur in Ansätzen möglich.

<sup>20</sup> Siehe dazu: HILDEGARD MANNHEIMS, Zu den rechtlichen Hintergründen der Stapelholmer Inventare — eine quellenkritische Betrachtung. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 23 (1991 im Druck).

<sup>21</sup> Mit Schwerpunkt Holstein: BARBARA CZERANOWSKI, Das bäuerliche Altenteil in Holstein, Lauenburg und Angeln 1650-1850. Eine Studie anhand archivalischer und literarischer Quellen (Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins 20), Neumünster 1988.

<sup>22</sup> SILKE GÖTTSCHE, Stapelholmer Volkskultur. Aufschlüsse aus historischen Quellen, Neumünster 1981.

So mehr oder minder bruchstückhaft also die von den drei Archivalienforschern eingeschlagenen Wege enden<sup>23</sup>, der Bearbeiterwechsel hat auch durchaus positiv zu bewertende Umstände mit sich gebracht: Die Darstellung der einzelnen Forschungsschwerpunkte in der Monographie ist gerade durch die unterschiedliche Betrachtungs- und Herangehensweise der Archivalienforscher sicherlich bunter und breiter als sie dies bei einer kontinuierlichen Besetzung mit einem Forscher hätte sein können. Sie zeigt aus dem breiten Spektrum einige der Möglichkeiten, mit Hilfe von Archivalien Aufschlüsse über das Bauen und Wohnen, über das Wirtschaften und das soziale Miteinander, über Alltag und Nichtalltägliches vergangener Zeiten und Menschen zu gewinnen.

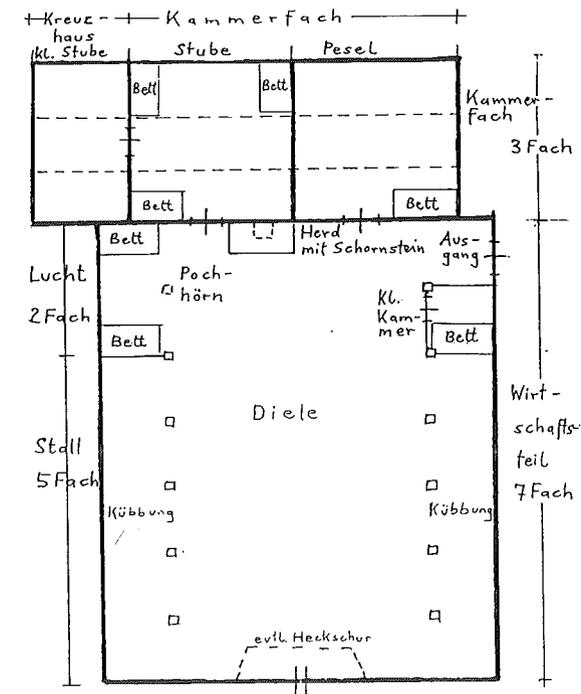


Abb.: Rekonstruktion des Grundrisses aufgrund der Angaben in einem Inventar (Nachlaß des Witwers Jochim Hinrich Mumm, Bergenhuse 1763, Juli 7-9, LAS Abt. 170, Nr. 331/102) ausgehend von den landschaftstypischen Grundrissen der Mitte des 18. Jahrhunderts.

<sup>23</sup> In der verbleibenden Zeit ist auch kein wirklich runder Abschluß der Inventarforschung zu leisten — erfreulicherweise aber vor allem wegen der Überfülle des Aktenmaterials. Die archivalischen Quellen bergen vielseitiges Material für weitere Untersuchungen, z.B. zur Kleidung, zum häuslichen Wirtschaftsgerät u.v.a.m.

## Museen und Ausstellungen

### Elektrizität kulturwissenschaftlich aufbereitet

#### Eindrücke einer Ausstellung

Unter dem Titel „Elektrizität in jedem Gerät. Stromversorgung in ländlichen Gebieten am Beispiel des Kreises Steinburg“ zeigte das Kreismuseum Prinzeßhof in Itzehoe eine Sonderausstellung zu einem Themenbereich, der bislang in der Museumslandschaft Schleswig-Holstein wenig Beachtung gefunden hat<sup>1</sup>.

Stromversorgung — so mag man denken — ist ein für kulturgeschichtliche Museen ungewohntes, wenig typisches Ausstellungsthema. Eher ist man bereit, dieses in Verbindung zu bringen mit technikgeschichtlich orientierten Museen. Fragt man jedoch — wie hier in Itzehoe — nach den „kulturellen Auswirkungen der Elektrifizierung“<sup>2</sup>, dann wird sehr schnell deutlich, daß das Thema sehr wohl einer kulturwissenschaftlichen Analyse standhält, hat doch kaum eine andere technische Errungenschaft der letzten 125 Jahre unser Alltagsleben so sehr bestimmt und verändert wie die Versorgung von Haushalt, Industrie und Handwerk mit elektrischem Strom. Diesen Veränderungen hat Annelie Stobinsky-Attaeli nachgespürt und sie anhand von unterschiedlichen Sammlungsgegenständen und Sachzeugen einprägsam und überzeugend nachgezeichnet.

Die Ausstellung folgt entsprechend der räumlichen Anordnung der Ausstellungsfläche zwei inhaltlichen Schwerpunktbereichen. Zum einen behandelt sie den Entwicklungsverlauf in der Stromversorgung von den dezentralen Anfängen zu der zentralen Stromversorgung durch die Gründung des Schleswig-Holsteinischen Elektrizitätsverbandes im Jahre 1912. Zum anderen beschäftigt sich die Ausstellung mit dem Wandel in den Lebensbedingungen der Landbewohner durch die Elektrifizierung in den Bereichen der ländlichen Hof- und Hauswirtschaft. Das ländliche Handwerk und seine Rolle im Prozeß der Elektrifizierung wird dabei nur am Rande gestreift.

Als Rundgang angelegt, beginnt die Ausstellung im Museumsentrée mit einem Gegenstand, der die „Situation um die Jahrhundertwende“ wohl am be-

<sup>1</sup> Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel, verwiesen sei deshalb auf das Elektro-Museum der Schleswig AG in Rendsburg und auf das Heimatmuseum Eckernförde.

<sup>2</sup> Elektrizität in jedem Gerät. Stromversorgung in ländlichen Gebieten am Beispiel des Kreises Steinburg. Ausstellungskatalog, Heide 1991, S. 3.

sten verdeutlicht, und dem im Obergeschoß noch ein zusätzlicher Ausstellungsabschnitt gewidmet ist: ein Elektromotor mit Transportwagen. Über Transmissionsriemen mit unterschiedlichen Arbeitsgeräten verbunden, erleichterte der universal einsetzbare Motor nicht nur den Erntedrusch, sondern auch andere landwirtschaftliche Arbeiten. Hier in der Ausstellung markiert er gewissermaßen als Kontrapunkt zum Ausstellungsthema „Elektrizität in jedem Gerät“ den Beginn der Elektrifizierung.

Werner von Siemens — in Ausstellung und Katalog mit einem Brustbild vertreten — hatte 1866 das dynamoelektrische Prinzip entwickelt, auf das in Form der selbsterregten Dynamomaschine die moderne Energieversorgung aufbaute. Trotz rascher Akzeptanz und Nutzung der Energieerzeugungsmaschinen erwies sich der Energietransport als schwierig und über weite Strecken als wirtschaftlich unrentabel. Die Stromversorgung beschränkte sich vorerst nur auf die dichter besiedelten Städte. Das flache Land blieb von der Versorgung mit elektrischer Energie weitgehend ausgenommen.

Kurz vor und nach der Jahrhundertwende entstanden im Kreis Steinburg die ersten kleineren Elektrizitätswerke. Ihre durch die Verwendung von Primärenergie (Kohle, Gas etc.) erzeugten „Kapazitäten“ waren äußerst gering. Sie reichten gerade aus, um dem „Wunsch nach elektrischem Licht“ nachzukommen, und zwar in den Stunden zwischen 6 und 22 Uhr; in den nächtlichen Stunden blieb die Stromversorgung ausgeschaltet. Der Hohenasper Kraftwerksbetreiber kündigte den regulären nächtlichen Stromausfall bereits eine Viertelstunde vorher durch Aus- und Wiedereinschalten des Stromes an, was ihm in der Bevölkerung — folgt man den Ausführungen von Annelie Stobinsky-Attaeli — den Beinamen „Peter Plink“ eintrug. Auf die vereinzelt in den Ausstellungstexten miteingegangenen mündlichen Überlieferungen wird weiter unten noch näher einzugehen sein. Die Bezeichnung „Peter Plink“ stellt in diesem Zusammenhang mehr als eine nette Anekdote dar, zeigt sie doch auf eindrucksvolle Weise, in welchem personifiziertem Umgang sich die Etablierung des Versorgungssystems vollzog.

Die Anfänge in der Stromversorgung waren gekennzeichnet durch dezentrale Versorgungsanlagen wie beispielsweise die Windturbinen, die die Windenergie nutzten. Abgelegene Höfe oder auch handwerkliche Betriebe machten von dieser Form der Stromerzeugung und -versorgung Gebrauch. In der Ausstellung präsentiert findet sich freilich nur eine Modellwindkraftanlage der Firma Köster in Heide. Mit Hilfe einer Schaltanlage ließ sich die über Akkumulatorenbatterien gespeicherte Energie den unterschiedlichen Arbeitsbereichen zuführen. Augenfällig wird — an der gezeigten Schalttafel des Hofes Thormählen in Langenhals —, daß mit dem elektrischen Strom nicht nur eine neue Energieform Einzug in die Landwirtschaft hielt, sondern daß auch das

für die Moderne charakteristische Moment der Rationalisierung mit installiert wurde.

Bis zur „Gründung des Schleswig-Holsteinischen Elektrizitätsverbandes“ im Oktober 1912 war der überwiegende Teil der Landbevölkerung, so er nicht in unmittelbarer Nähe eines der kleineren Elektrizitätswerke oder einer Windturbine wohnte, von der Versorgung mit elektrischem Strom ausgenommen. Fehlende Industrie und eine geringe Bevölkerungsdichte ließ die Elektrifizierung des platten Landes als unrentabel erscheinen. Mit dem Ausbau des Leitungsnetzes wurde im Kreise Steinburg erst 1920 begonnen. Der Anschluß schließlich der „industrielle[n] Abnehmer“, die in den 20er Jahren an Zahl zunahmten, machten ein leistungsstärkeres Versorgungssystem sehr schnell unumgänglich und führte zu einer verbesserten und stabileren Stromversorgung.

Was gemeinhin in Ausstellungen, die sich mit Aspekten des technischen Fortschritts beschäftigen, als ein uneingeschränkter und gleichförmig verlaufender Siegeszug der technischen Innovationen umschrieben wird, wird von Anneli Stobinsky-Attaeli in einer auf historische Authentizität zielenden Weise „gengelesen“. Dem Abschnitt „Störungen“ wird demzufolge mehr Raum zugestanden als den Baukolonnen, die die „Bauarbeiten“ an den landesweiten Ausbau des Verteilernetzes übernahmen. Doch Störungen gehörten — so scheint es, wenn man die Aufstufung der Störfälle in St. Margarethen verfolgt — zum Alltag nicht nur der seit den 20er Jahren motorisierten Monteur-Kolonnen, auf die in ansprechender Weise in einer kombinierten Photo-Objekt-Inszenierung (Großphoto mit vorgestelltem Strommasten, dessen Leitungen in die Photographie übergehen) und einem exemplarisch mit Isolatorenzange und ähnlichem Gerät ausgestatteten Motorrad Bezug genommen wird.

Mit einer kleinen, photographischen Kurzdokumentation, die auf „alte und neue Technik im Landschaftsbild“ abzielt, wird der erste Themenschwerpunkt der Ausstellung abgerundet.

Die Folgen der Elektrifizierung zeigen sich besonders am „Wandel im ländlichen Handwerk“. Der Einsatz elektrischer Maschinen begünstigte im Zuge allgemeiner Rationalisierungs- und Technisierungstendenzen unter Einsparung von Arbeitskräften auch kleinere Handwerksbetriebe, die so dem Wettbewerb mit der industriellen Produktion standhielten. Andere handwerkliche Betriebe — wie das in der Ausstellung mit einer Fülle von elektrischen Utensilien präsentierte Friseurhandwerk — wußten von den neuen, technischen Möglichkeiten auf konstruktive Weise Gebrauch zu machen.

Als bestes Beispiel jedoch für die Reaktion des Handwerks auf die neuen Umstände gilt der Beruf des „Elektro-Installateurs“, der als „neuer Beruf“ entsteht. Die ausgestellten Zulassungsbescheinigungen und Elektroinstallationen geben einen eindrucksvollen Einblick in ein sich allmählich konstituieren-

des Handwerk. Eine mit Lüsterklemmen, Lampeneinfassungen und Kippschaltern bestückte Tischvitrine setzt der sonst häufig in Museen vorgenommenen Verkürzung von Handwerk auf „altes“ Zunft Handwerk ein anderes und genaueres Bild entgegen.

Einen Eindruck von dem kommunalen Selbstverständnis nach der erfolgten Elektrifizierung vermittelt der Ausstellungsabschnitt „Itzehoe im Licht“. Mit der Aura des Fortschrittlichen spielend präsentierte sich Itzehoe zwischen den Kriegen bei einem Schaufenster-Wettbewerb mit einer Lichtwoche. Als Überleitung auf dem Treppenabsatz zwischen Erd- und Obergeschoß angebracht, führt der Abschnitt zu den beiden exemplarisch aufbereiteten Themenschwerpunkten der ländlichen Haus- und Hofwirtschaft.

Beschränkte sich noch um die Jahrhundertwende der Umgang mit der Elektrizität fast ausschließlich auf die Versorgung der Haushalte mit elektrischem Licht, so änderten sich unter dem Einfluß von Werbung und Beratung durch die Stromversorgungsgesellschaften die Verwendungsweisen für die elektrische Energie. „Ich komme von der Stromversorgung“ beschreibt das Bemühen und die Einflußnahme der Gesellschaften — wie auch der Werbung allgemein —, elektrische Geräte mit „Elektrizität in jedem Gerät“ populär zu machen. Die irritierende Produktvielfalt der ausgestellten elektrischen Kleingeräte verweist weniger auf tatsächlich existente Bedürfnisse in der Bevölkerung als vielmehr auf die Tatsache, daß elektrische Geräte für alle, selbst marginale Bereiche des Lebens (wozu braucht man einen als Nippesfigur verkleideten Rauchverzehrer?) als akzeptiert gelten.

Als Folgeentwicklung, auf der Grundlage der allgemeinen Elektrifizierung, entstehen mit Radio und Telephon „neue Wege der Kommunikation“. Im Akzeptanzverhalten unterschiedlich bewertet, gelingt es nur dem Radio, sich als Massenmedium in der Zeit zwischen den Weltkriegen zu behaupten. Der Gebrauch des Telephons beschränkte sich dagegen in der Verwendung auf das geschäftliche Leben. In der präsentierten Kombination von Küchentisch und Volksempfänger sowie von Schreibpult und Telephon sind privater und öffentlich-geschäftlicher Raum angedeutet.

Der Einsatz elektrischer Maschinen und Geräte garantierte in Haus- und Hofwirtschaft Arbeitserleichterung und Zeitersparnis, in vielen Fällen erforderte er aber auch die Einsparung von Arbeitskräften. Augenfällig vermittelt bekommt man diese Tatsache in der Gegenüberstellung von zwei Photographien, die den Getreidedrusch mit der Dampflokmobile bzw. mit dem Elektromotor zeigen. Der „Elektromotor in der Landwirtschaft“ bot die Möglichkeit, den Getreidedrusch zeitlich zu „strecken“, da er auch in geschlossenen Räumen eingesetzt werden konnte. Die so erwirkte Unabhängigkeit vom Lohndreschunternehmer machte den Einsatz des Elektromotors auch für kleinere Landstellen

effektiv, zumal er auch in anderen Arbeitsbereichen Verwendung fand. Beim Futterdämpfen, Häckseln und Dreschen — so ist einem illustrierten Rechenexempel zu entnehmen — ließ sich Zeit und Personal sparen.

Kaum lohnenswert dagegen wird für kleinere Landstellen die Anschaffung elektrischer Melkanlagen gewesen sein. Ganze sieben fortschrittliche Betriebe erwähnt Frau Stobinsky-Attaeli für den Kreis Steinburg, die 1927 bereits das „Melken ohne Muskelkraft“ betrieben. Der eigentliche Innovations- und Investitionsschub setzte jedoch hier wie auch in anderen Bereichen erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein. Die im Katalog an anderem Ort zitierte photographische Innenaufnahme des Kuhstalls im verhältnismäßig früh mit elektrischem Licht ausgestatteten Hof Krey wurde als Großphoto unter Zuhilfenahme von Strohhallen, Stallampe und „Modellkuh“ genutzt, um den Themenbereich bei der beschränkten Ausstellungsfläche und wegen der Größe der üblichen landwirtschaftlichen Maschinen mit Gegenständlichem zu versehen. So wird ähnlich schlagwortartig mit der Gegenüberstellung vom Holsteiner Butterfaß und der Molkereischaltanlage auf die im Zuge von Rationalisierung und Technisierung gestiegenen Erträge verwiesen, die nicht mehr in der bäuerlichen Eigenwirtschaft, sondern in genossenschaftlichen Molkereien verarbeitet wurden.

Im Bereich der häuslichen Infrastruktur entfiel mit der Einführung elektrischer Hauswasseranlagen, was für Hof- und Hauswirtschaft gleichermaßen von Bedeutung war, das zeitaufwendige und mühevoll „Pumpen [und] Schleppen“ des aus Brunnen oder Bächen entnommenen Wassers für den täglichen Gebrauch, das zum traditionellen Aufgabenbereich der Frauen gehörte.

Weitere Arbeitserleichterungen garantierten den Landfrauen aber vor allem die elektrischen Waschmaschinen, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts unter ständigen technischen Verbesserungen im Handel erhältlich waren. Sie entlasteten die Frauen von der kraftaufwendigen und anstrengenden Tätigkeit der „Große[n] Wäsche“. Sie beeinflussten aber auch eine Verlagerung des hygienischen Standards, der zum häufigeren Wechsel der Wäsche führte.

Von den vermeintlichen Vorzügen des „elektrischen Kochens“ dagegen wurde weitaus weniger Gebrauch gemacht. „Die elektrische Küche“ fand in ländlichen Haushalten sehr zögerlichen Einzug und konnte nur sehr selten den traditionellen Kohleofen, der zum Kochen und Heizen diente und zugleich auch das Warmwasser bereithielt, aus dem häuslichen Gefüge verdrängen. Den Anforderungen einer auf Selbstversorgung angelegten, bäuerlichen Wirtschaft schienen die konventionellen Herde weitaus eher standzuhalten, vor allem, wenn sie in Verwendung mit elektrischen Ergänzungsgeräten — in der Ausstellung vertreten mit Kaffeemaschinen, Plattenkocher, Waffeleisen, Tauchsieder etc. — in Gebrauch waren.

Nicht unbeeinflusst von den Folgen der Elektrifizierung blieb auch der Bereich der Vorratshaltung. Das Tiefgefrieren etablierte sich als Konservierungsmöglichkeit durch die seit den 50er Jahren eingerichteten Gemeinschaftskühlanlagen, die bis in die 70er Jahre genutzt wurden und dann durch die handelsüblichen Haushaltsgefriergeräte ersetzt wurden. Zur Popularität der Tiefgefrieremethode als Konservierungsform trugen in maßgeblicher Weise die geringen Betriebskosten bei.

„Landfrau- eine Vielbeschäftigung“, so resümiert Frau Stobinsky-Attaeli, am Alltag der Frauen gemessen, die Folgen und vermeintlichen Befreiungen, die die Elektrifizierung der Haushalte erwirkte. Zwar brachten viele der elektrischen Geräte und Anlagen Arbeitserleichterung und Zeitersparnis, doch die so gewonnene Zeit wurde keineswegs als Freizeit genutzt. Der Hinweis auf die veränderten Hygiene- und Sauberkeitsvorstellungen, den Rationalisierungsbedingten Verzicht auf die Mithilfe weiblicher Angestellter sowie die erforderlich gewordene effizientere Zeitökonomie, eingesparte Arbeitskapazitäten in andere Bereiche der Landwirtschaft einzusetzen, lassen das Bild des Fortschritts in einem anderen Licht erscheinen.

In 23 Ausstellungsbereichen hat Annelie Stobinsky-Attaeli unterschiedliche Lebensbereiche im Kreis Steinburg vorgestellt, in denen die Elektrifizierung Veränderungen hervorgerufen und kulturellen Wandel begünstigt hat. Gemessen an der inhaltlichen Dichte des Themas bot die Ausstellung einen lebensnahen und interessanten Überblick. Die leichtverständlichen und flüssig zu lesenden Texte halfen darüber hinwegzusehen, daß die Abwicklung der z.T. recht komplexen Unterthemen im etwa gleichen Umfang erfolgte. Es sei hier nur daran erinnert, daß andernorts das Thema Wasserversorgung oder Rundfunk als separate Ausstellungsthemen bearbeitet worden sind. Es ist deshalb beachtlich, daß die Bearbeiterin bei der Fülle und Komplexität der angegangenen Themen nicht vom roten „Elektrizitätsfaden“ abgekommen ist. Mit den in den Ausstellungstexten etwas neutralisiert untergebrachten Quellen aus dem Bereich der mündlichen Überlieferung hätte man vielleicht etwas großzügiger umgehen können. Auch hätte die Rezensentin noch gerne ein wenig mehr über die Arbeitsgruppe erfahren, die das Sammeln von Objekten, Bildmaterial und Informationen — so liest man es im Ausstellungskatalog<sup>3</sup> — mit bewältigte.

Karen Precht

<sup>3</sup> Ebd., S. 3.

## Waschen — eine saubere Sache

Ausstellung des Freilichtmuseums am Kiekeberg, 17. Juli bis 17. November 1991<sup>1</sup>

Vom 17. Juli bis zum 17. November zeigte das Freilichtmuseum am Kiekeberg die Sonderausstellung: „Waschen — eine saubere Sache“. Diese erste Sonderausstellung wurde damit einem Thema gewidmet, das in den Museen bis heute weitgehend vernachlässigt wird: die ländliche Hauswirtschaft.

„Waschen — eine saubere Sache“ wurde als Wanderausstellung innerhalb eines Ausstellungsverbundes konzipiert, der vom Freilichtmuseum am Kiekeberg mit dem Historischen Museum Hannover, dem Kreismuseum Syke und dem Stadtmuseum in Mölln betrieben wird. Unter der Federführung eines Hauses werden Ausstellungen erarbeitet und realisiert, die später von den anderen Museen übernommen werden.

### Zur Ausstellung

Daß Wäsche gewaschen wird, wenn sie schmutzig ist, erscheint auf den ersten Blick als sehr banale Erkenntnis. Beschäftigt man sich aber etwas näher mit der Kulturgeschichte des Waschens, dann wird deutlich, daß sich auch in diesem Bereich innerhalb weniger Generationen enorme Veränderungen abgespielt haben.

Von der wohlorganisierten „Großen Wäsche“, die im drei- oder vierwöchigen Rhythmus stattfand, bis zur ständig laufenden Waschmaschine war es eine lange Entwicklung, wenn man die technische Entwicklungslinie verfolgt. Für die einzelne Hausfrau fand die Umstellung dagegen im wahrsten Sinne des Wortes von heute auf morgen statt und war dementsprechend einschneidend. Vielleicht war der Wandel in keinem anderen Bereich der Hausarbeit so gravierend wie hier; sicherlich trifft dies für den Arbeitsbereich der Landfrau zu.

Die Geschichte des Waschens ist auch eine Geschichte technischer Neuerungen — von der Handwäsche zum Waschvollautomaten. Sie ist ebenso eine Geschichte der Entwicklung von Hygienevorstellungen. Hält man heute ein Hemd nach einmaligem Tragen schon für waschreif, so ist es noch keine dreißig Jahre her, daß es durchaus üblich war, nur einmal die Woche die Wäsche zu wechseln.

Die Zeiten, als die „Große Wäsche“ noch zu den schwersten Arbeitstagen

<sup>1</sup>Zur Ausstellung ist eine Begleitpublikation erschienen: MANFRED SELL, Waschen — eine saubere Sache. Mit Beiträgen von ANDREAS FAHL, MATTHIAS GRÖLL, WALTER GRÖLL (Schriften des Freilichtmuseums am Kiekeberg 7), Ehestorf 1991, 76 S., 57 Abb., DM 6,- (ISBN 3-927521-09-4).

gehörte, scheinen vielfach schon so lange vergangen, daß der Blick zurück leicht von Nostalgie getrübt wird. Der Waschtag wird dann zu einem „Gemeinschaftserlebnis“<sup>2</sup>, und auch das Wasserschleppen erhält im Nachhinein eine gewisse Leichtigkeit. „Jemand, der noch nie Wasser aus einem Brunnen herbeischaffen mußte, wird nun vermutlich annehmen, daß dies eine sehr mühselige Sache ist. Aber es ist halb so schlimm“<sup>3</sup>. Nun, die betroffenen Landfrauen haben ganz andere Erinnerungen an die Zeiten, als das Wasser „noch nicht aus der Wand kam“.

### Schleppe nicht, was fließen kann

Der Transport des Wassers gehörte zu den körperlich schwersten Arbeiten im ländlichen Haushalt, ganz besonders an den Waschtagen. Bei einer Untersuchung über Wassertransport und -verbrauch, die 1949 durchgeführt wurde, wurden Mengen und Gewichte festgestellt, die von den Frauenarbeitskräften bewältigt werden mußten<sup>4</sup>. An einem normalen Arbeitstag, ohne Spitzenbelastungen wie Schlachten oder Waschen, kam eine Bäuerin auf 9,22 Zentner Traglast, das sind 46 Eimer Wasser. Diese Zahlen gelten für einen Großteil der Höfe, denn in Norddeutschland waren noch 1938 in vielen Regionen nur 10 % der Höfe an eine zentrale Wasserversorgung angeschlossen<sup>5</sup>. Bei der genannten Erhebung wurden Daten von 25 Durchschnittshöfen ausgewertet.

Über die Hälfte dieser Menge entfiel auf die Versorgung des Viehs, wozu sowohl das Wasser zum Tränken als auch zur Futterbereitung und zum Reinigen der Stallungen zählt.

Ganz andere Belastungen ergaben sich an den genannten Spitzenarbeitstagen. Auch hier gilt die Darstellung für Höfe, auf denen keine Wasserleitung vorhanden war.

Besonders auffällig ist der Zusammenhang zwischen Verfügbarkeit und Verbrauch von Wasser. Eine leichtere Verfügbarkeit, d.h. schon der Übergang vom Ziehbrunnen zur Pumpe und erst recht die Verbreitung von Zapfstellen im Haus, führte zu einem stark steigenden Verbrauch. Das in Eimern herangetragene Wasser verführte offensichtlich nicht zum großzügigen Umgang mit dem kostbaren Naß.

In den letzten Jahren hat die Diskussion eine neue Richtung genommen. Noch 1950 schreibt Anne Gausebeck: „Je leichter Wasser fließt, desto mehr

<sup>2</sup>JOHN SEYMORE, Vergessene Haushaltstechniken, Ravensburg 1988, S. 93.

<sup>3</sup>Ebd., S. 86.

<sup>4</sup>Die folgenden Angaben im Text beziehen sich auf: ANNE GAUSEBECK, Landfrau und Kamerad Maschine, Essen 1950, S. 20ff.

<sup>5</sup>Ebd., S. 19.

läßt man fließen; oder je mehr Wasserzapfstellen, je mehr Sauberheitskultur und Gesundheitspflege“<sup>6</sup>. Heute wächst langsam das Bewußtsein, daß Wasser — Trinkwasser — ein wertvolles Lebensmittel und eine begrenzte Ressource ist.

Schäumende Flüsse und Bäche weisen auf Überdüngung mit den Phosphaten der Waschmittel hin. Eine zunehmende Diskussion über Umweltverschmutzung führte dazu, daß sich Verbraucher und die Industrie besannen und der Druck auf die Umwelt zumindest teilweise verringert wurde. Phosphatfreie Waschmittel wurden entwickelt und der Wasserverbrauch der Waschmaschinen reduziert. 1978 verbrauchte eine Waschmaschine z.B. für 5 kg Kochwäsche 150 Liter Wasser. Diese Menge wurde bis 1988 auf 68 Liter reduziert<sup>7</sup>. Eine ganz offensichtliche Veränderung zeigt sich in den Werbekampagnen der Waschmittelproduzenten. Strahlende Wäsche ist nicht mehr der Werbung letzte Weis(s)heit — Umweltschutz wurde zum Werbeargument.

Vom Waschzuber zum Vollautomaten — Linien der Waschmaschinenentwicklung

Glaubt man der Waschmittelindustrie, so ist seit der Erfindung der Waschmaschinen die ganze Wäsche „nur noch ein Klacks“. Ist es wirklich so? Es sollen an dieser Stelle die zwei Hauptprinzipien in der Waschmaschinenentwicklung kurz angedeutet werden, die Bottich- und die Trommelwaschmaschine.

Die Bottichwaschmaschine

In den Bottichwaschmaschinen wurde nur die mechanische Arbeit des Waschens geleistet. Die Wäsche wurde vorher eingeweicht, gekocht und dann von Hand in die Waschmaschine umgefüllt. Das Grundprinzip der Bottichwaschmaschine erinnert noch stark an den Waschzuber. Auf einem Gestell steht ein runder hölzerner Bottich. In diesem ist in den meisten Fällen ein Rührwerk, das sogenannte Waschkreuz installiert, das mit Hilfe eines Mechanismus in Rotation versetzt wird. Das Waschkreuz wird vor- und rückwärtsdrehend bewegt; die Wäsche und die Lauge werden mitgenommen, durchflutet und die Stücke aneinander gerieben.

Die Firma Miele fertigte von 1901 an solche hölzernen Waschmaschinen, wobei auf die Erfahrungen bei der Produktion von Milchzentrifugen und Buttermaschinen zurückgegriffen werden konnte.

Frühe Maschinen dieser Art wurden über einen Mechanismus per Hand angetrieben. Die Arbeitserleichterung lag hier vor allem darin, daß die nasse und

<sup>6</sup> Ebd., S. 24.

<sup>7</sup> Siemens GmbH und Henkel KGaA, Weißbuch über Umwelt und Waschen, München/Düsseldorf 1989, unpag.

teilweise heiße Wäsche nicht mehr von Hand gerubbelt werden mußte. Nicht abgenommen wurde der Wäscherin die Aufgabe, die schwere, mit Wasser vollgeseogene Wäsche aus dem Waschkessel in die Maschine zu heben sowie das Einfüllen von heißer Waschlauge zu besorgen. Genauso wenig blieb ihr das Nachbehandeln erspart.

Neben der Elektrifizierung des Antriebes war die Verwendung eines geschlossenen Metallbottichs ein weiterer Schritt in der Entwicklung der Bottichwaschmaschine. Dadurch wurde erreicht, daß die Maschine nicht mehr leckte; sie wurde damit „etagenfähig“, also auch für die Wohnung in der Stadt verwendbar. Die Kombination mit einer seinerzeit neuen amerikanischen Erfindung, dem Tauchsieder, war letztlich der Durchbruch.

Die Trommelwaschmaschine

Parallel zur 'Mechanisierung' des Waschbottichs wurde auch die Trommelwaschmaschine weiterentwickelt — bis hin zu den heute fast ausschließlich vertretenen Vollautomaten.

Die sehr viel stärkere Bewegung in der Trommelwaschmaschine führte nicht nur zu einer besseren Durchmischung von Wäsche und Lauge, sondern stellte auch neue und höhere Anforderungen an die Waschmittel. Galt starkes Schäumen in den Zeiten der Handwäsche noch gewissermaßen als Qualitätsmerkmal, so brachten die herkömmlichen Waschmittel die Trommelwaschmaschinen zum Übersäumen. Es mußten neuartige Waschmittel für Waschmaschinen entwickelt werden.

In der Trommelwaschmaschine war erstmals eine automatisierte Wäsche von Anfang bis Ende möglich. Regeltechnik, die u.a. den Wasserzulauf und das Abpumpen steuerte, und Getriebe, die nicht nur den Rechts- und Linkslauf der Trommel, sondern auch das Schleudern ermöglichten, boten die Grundlagen für die Entwicklung von Waschvollautomaten, wie sie heute in fast allen bundesdeutschen Haushalten verbreitet sind. Im Laufe dieser Automatisierung verloren auch der Waschttag, die „Große Wäsche“ und damit die Konzentration auf wenige Arbeitstage im Jahr ihre Bedeutung — jeder Tag wurde zum Waschttag.

Von der „Großen Wäsche“ zur ständig laufenden Waschmaschine

Schmutzige Wäsche wird immer noch gewaschen, und so nimmt das Waschen nach wie vor einen nicht zu unterschätzenden Teil der Hausarbeit ein. Außerdem ist das Waschen auch heute noch weitgehend Frauenarbeit. Strukturell hat die „Große Wäsche“ aber grundlegende Wandlungen erfahren.

Ein weiterer wichtiger Punkt in der Veränderung der Arbeit des Waschens ist die Veränderung im Bereich der Textilien. Lange Zeit prägten Leinen-, Woll- und Baumwollkleidung das Bild. Mit ihnen wurde sparsam umgegangen, d.h.

Leibwäsche wurde für unsere heutigen Verhältnisse selten gewechselt, zumeist einmal die Woche. Aber selbst hier kamen beachtliche Mengen zusammen, wenn ein vierwöchiger Waschrhythmus zugrundegelegt wird. Geht man von einem angenommenen Beispielhof aus, auf dem das wirtschaftende Ehepaar, zwei Kinder, Altenteilerpaar, Magd und Knecht lebten, so sind z.B. allein 32 Leinenhemden zu waschen. Dazu kommen die Bettwäsche (einmal gewechselt), einige wenige Handtücher, Strümpfe etc. Als Handtücher waren die von allen benutzten Rollhandtücher weit verbreitet. Veränderung von Hygienevorstellungen und leichtere Verfügbarkeit von Wäsche, z.B. Unterwäsche, führten spätestens seit der Jahrhundertwende zu einer Zunahme des Wäschebestandes im Haushalt. Beschleunigt wurde dieser Wandel durch das Aufkommen von halb- und vollsynthetischen Geweben, vor allem in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg.

Parallel zur erleichterten Verfügbarkeit der Textilien änderte sich auch die Ansicht darüber, wann sie schmutzig sind: Die Wäsche war nicht mehr nach einer Woche schmutzig, sondern es konnte weitgehend nach Bedarf gewechselt werden. Die traditionellen zyklischen Vorstellungen von der Notwendigkeit des Wäschewechsels wurden langsam von modernen Hygienevorstellungen abgelöst.

Aufgenommen und unterstützt wurde diese Entwicklung durch die Bereitstellung neuer Waschmittel durch die chemische Industrie. Seifen wurden nicht mehr selbst, z.B. aus Fettabfällen, gekocht, sondern man bediente sich des Angebots von Händlern. Die Industrieprodukte waren wirkungsvoller und erleichterten die Arbeit.

Lange Zeit vernachlässigt blieb die Frage der Wasserversorgung im ländlichen Bereich. Dies galt sowohl für die Hygiene, als auch für die schwere Arbeit des Wasserholens. Diese Probleme wurden erst durch die Einrichtung einer flächendeckenden Wasserversorgung seit den 1960/70er Jahren gelöst. Durch die jetzt gegebene leichtere Verfügbarkeit, den höheren Verbrauch und die stärkere Belastung spitzten sich jedoch die Umweltprobleme zu. Hieran waren die mit Waschmittelbestandteilen belasteten Abwasser aus Stadt und Land wesentlich beteiligt.

Wesentliche Verbesserungen ermöglichten Hilfsgeräte und Waschmaschinen. Zwar blieben die Vor- und Nachbereitungsarbeiten, aber die schwere Arbeit der mechanischen Behandlung, z.B. das Durchwaschen der heißen Wäsche, entfiel weitgehend. Dementsprechend wurde die Anschaffung einer solchen Waschmaschine von den Landfrauen als große Erleichterung empfunden.

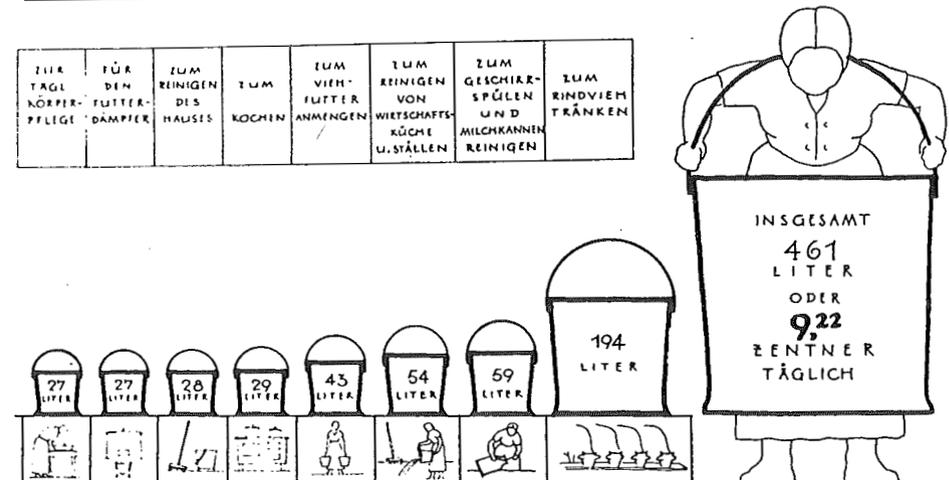
Die beschriebenen Entwicklungen gingen mit großen Veränderungen in der Arbeit einher. Noch um 1960 war in nahezu der Hälfte der bäuerlichen Haushalte Niedersachsens die vierwöchentliche „Große Wäsche“ die Regel. Gewaschen wurde für alle auf dem Hof lebenden Personen. Die Arbeit beschränkte

sich weitgehend auf diesen Termin. Heute ist das Waschen in die Alltagsarbeit integriert und wird von anderen als der Hausfrau kaum mehr wahrgenommen. Die Waschmaschine läuft fast täglich.

Beobachtungen während der Ausstellung und eine Analyse des ausliegenden Besucherbuches zeigen, daß dieses „alltägliche“ Thema bei den Besuchern großen Anklang gefunden hat. Bei den älteren Besuchern, vor allem den weiblichen, wurden Erinnerungen geweckt, während die jüngeren in eine für sie fremde, exotische Welt geführt wurden. Im Freigelände des Museums wurde die Thematik „Wassertragen“ im Rahmen des aktiven Museums aufgegriffen: „Anfassen und Mitmachen“. Eine einfache Wasserpumpe, zwei hölzerne Eimer und ein Tragholz boten die Gelegenheit, einen kleinen Teil der Arbeitsbelastung nachzuvollziehen. Ein kurzer Text und die abgebildete Grafik stellten den Zusammenhang mit der Ausstellung her.

Manfred Sell

### Tägliche Wassertraglasten der weiblichen Arbeitskräfte auf 25 untersuchten Durchschnittshöfen zwischen 20 und 80 Morgen ohne Wasserleitung (im Mittel) :



## Museum für Volkskultur in Württemberg

### Zu den Schausammlungen und Publikationen von Schloß Waldenbuch

Eine Betrachtung der ersten Publikationen des „Museums für Volkskultur in Württemberg“ auf Schloß Waldenbuch — und damit verbunden ein Blick auf die Schausammlungen dieser Außenstelle — kann für Schleswig-Holstein von einiger Bedeutung sein. Es ist bekannt, daß Stuttgart wie Schleswig das jeweils zentrale kulturhistorische Museum ihres Landes besitzen, daß die im Laufe der Jahrzehnte angesammelten Schätze vielfach unzureichend untergebracht, von Kriegseinwirkung und Umzug geschmälert, vom Wechsel in der Leitung, in den Auffassungen über Ausstellungskonzeption und Sammlungsstrategie immer wieder gefährdet wurden. Blickt man auf die nun formulierten Zielsetzungen des Württembergischen Landesmuseums — „hat die Aufgabe, die Zeugnisse des Lebens im Raume Württemberg von den Anfängen bis zur Gegenwart zu sammeln und zu bewahren und auf dieser Grundlage die Geschichte des Landes zu erforschen und für das Publikum darzustellen“ — und betrachtet man das 1989/90 eröffnete Volkskunde-Museum in Waldenbuch einschließlich seiner Schriften, so fällt Württemberg durchaus eine Beispiel- und Vorbildfunktion für unser Land zu.

Direktor Claus Zoege von Manteuffel und Hans-Ulrich Roller, der Volkskundler des Landesmuseums, begleiteten die Eröffnung des „Museums für Volkskultur“ mit der Herausgabe eines 120 Seiten starken Bild- und Textführers<sup>1</sup> sowie zweier Bändchen „Themen und Texte“<sup>2</sup>. Dritte Publikation der Eröffnungsphase war eine vom Baden-Württembergischen Finanzministerium herausgegebene Dokumentation „Schloß Waldenbuch — Umbau und Sanierung 1978-1988“<sup>3</sup>, die die Baugeschichte des einstigen Jagdschlusses der württembergischen Herzöge und die behutsame Umwandlung in ein großes kulturhistorisch-volkskundliches Museum nachzeichnet.

Der „Führer“, redigiert von Hans-Ulrich Roller sowie den Mitarbeiterinnen Inge Höch und Heike Krause, gibt eine Einführung in Entwicklungsgeschichte und Zielsetzung des Museums und begleitet dann mit kurzen Texten und vielen Farb- und Schwarzweiß-Bildern auf einen Rundgang durch Erdgeschoß, 1. und

<sup>1</sup>HANS-ULRICH ROLLER/INGE HÖCH/HEIKE KRAUSE, Museum für Volkskultur in Württemberg, Stuttgart 1989, im Format 22 x 22 cm.

<sup>2</sup>Museum für Volkskultur in Württemberg. Themen und Texte, Teil I, Stuttgart 1989, 60 Seiten; Teil II, Stuttgart 1990, 53 Seiten; Format DIN A4.

<sup>3</sup>Schloß Waldenbuch — Umbau und Sanierung 1978-1988, hg. vom Baden-Württembergischen Finanzministerium, Stuttgart 1989.

2. Obergeschoß des Museumsbaus. Die Texte sind grundsätzlicher, konzentrierter als die ausführlicheren Schrifttafeln in den Schauräumen, die Abbildungen geben wesentliche Einzelstücke, Ausstellungseinheiten und „Text — Bild — Objekteinheiten“ des Museums wieder. Trotz einer streng der Ausstellung folgenden Gliederung (Numerierung und Stichworte über jeder Seite) ist der Band auch als selbständige Einführung in Kulturgeschichte im allgemeinen und als Übersicht über die Sachvolkskunde Württembergs im besonderen zu lesen. Zugleich aber gibt er immer wieder Hinweise auf die Intentionen der Ausstellungsgestalter; so heißt es etwa zur Darstellung der Bereiche „Wohnen“/„Arbeit in der Werkstatt“: „Nachdrücklich betont sei anhand dieses Themas noch einmal: Frei erfundene Ensemble-Bildungen und Raumausstattungen als Nachweis von Wohnmilieus — 'so könnte es gewesen sein ...' — gibt es im Waldenbacher Museum nirgendwo. Frei zusammengestellte Teil-Ensembles (Die warme Stube, Wohnstubenstruktur z.B.) sind deutlich als analytische erklärende Modelle gekennzeichnet. Authentische Teilensembles (die Schmiede und der Unterschlag) sowie ausführliche Dokumentationen (Siegelsbach, Payer-Laden) beruhen stets auf dem zuletzt vorgefundenen Zustand und gründlichen Erhebungen vor Ort“.

Die „Themen und Texte“, unter der Leitung des gleichen Redaktionsteams Roller/Höch/Krause verfaßt von neun verschiedenen Wissenschaftlern, fassen sämtliche Texte des Museums Waldenbuch zusammen. Gegliedert sind sie in grundsätzlich gehaltene Einführungstexte (2.7. gesund, bequem und praktisch: die Konfektionskleidung), Einzelthemen (Beispiel: Bleyle) und Objekte (Knabenanzug). Am Schluß finden sich kurzgefaßte Auswahlbiographien „für den interessierten Laien“. Die Gestaltung dieser Hefte ist karger als beim Führer, man verzichtet auf Vor- und Nachwort und auf jede Illustration; die zweispaltig gesetzten Texte entsprechen auch formal den Ausstellungserläuterungen im Schloß.

„Bildführer“ und „Text-Bände“ (wenn wir diese vereinfachenden Bezeichnungen einmal verwenden dürfen) spiegeln Intentionen und Präsentation des neuen württembergischen Museums für Volkskultur klar wider. Wir erfahren, im Vorwort Claus Zoege von Manteuffels, über die Geschichte des Sammelns und ihre Jahrhunderte währende Selektion von Objekten der „höheren“ Lebensbereiche, von Gegenständen des Adels also, der Kirche und des gesicherten Bürgertums — „Dem entspricht die Verengung des Begriffs 'Kultur' auf den Bereich der 'höheren' Kultur, das heißt auf die Künste, die Wissenschaften und die Religionen. Ursprünglich begreift der Kulturbegriff alle Bereiche des menschlichen Zusammenlebens und des menschlichen Wirkens in der Welt ein. Diesen weiteren Kulturbegriff haben wir im Sinn, wenn wir die Darstellungen der 'Kulturgeschichte des Landes' als zentrale Aufgabe bekennen. [...] In diesem Sinne hat die Abteilung Volkskunde des Württembergischen Landesmuseums eine

ganz zentrale Bedeutung im Ensemble der Sammlungsabteilungen“<sup>4</sup>.

Hans-Ulrich Roller macht diesen übergreifenden Kulturbegriff an einer Stelle seiner Einführung auf überraschende Weise deutlich: „Die Einrichtung des 'Museums für Volkskultur in Württemberg' als Außenstelle des Württembergischen Landesmuseums — seit 1969/70 ins Auge gefaßt — entspricht nicht der eigentlichen Zielsetzung unseres Hauses. Was das Waldenbucher Museum vorstellt, ist zentraler Bestandteil der Landeskulturgeschichte und gehört daher 'von Rechts wegen' in das Stuttgarter 'Mutterhaus'. Lediglich die geringe zur Verfügung stehende Ausstellungsfläche dort hat uns gezwungen, ein 'Ausweichquartier' zu suchen“<sup>5</sup>.

Unterschiede und Parallelen zu Schleswig-Holstein und Gottorf drängen sich hier auf. Zum einen wird, durch Zoege von Manteuffels knappe Aufgabenbeschreibung eines Landesmuseums, schmerzlich in Erinnerung gebracht: Wo bleibt in den letzten Jahren die Aufarbeitung der Geschichte unseres Landes in Schleswig — ist Schloß Gottorf, selbst ein zentrales Geschichtsdenkmal dieses Landes, nicht zum Kunstmuseum mit Schwerpunkt Neuzeit, sein historisches äußeres Erscheinungsbild zur Kulisse für moderne Plastik geworden? Zum anderen werden Parallelen deutlich: in Stuttgart wie in Schleswig der Raumangel, die wachsenden Volkskunde-Sammlungen, die gemeinsame Auffassung vieler, daß eigentlich alle Äußerungen der Landeskultur unter ein Dach gehören — und dann doch die pragmatische Suche nach einer Außenstelle, die endlich die Möglichkeit bietet, „die wichtigsten Themen der in Objekten sich ausprägenden Volkskultur darzustellen“ (Hans-Ulrich Roller).

Württemberg hat in einem Zeitraum von über 10 Jahren diese kulturpolitische Aufgabe geleistet. Nun ist ein ehemaliges Jagdschloß nicht gerade ein idealer Rahmen für ein Museum der Alltagskultur. Viele der Kompromisse und Notlösungen stehen dem Fachmann aus Denkmalpflege wie Museum heute auch schmerzlich vor Augen: die Zerstückelung der großen Raumwirkung in der Säulenhalle durch kleinteilige „Ausstellungseinheiten“, das Verstellen alten und aufwendig restaurierten Sichtfachwerks durch platte Stellwände, wenig sensibles Anbringen von Spotleuchten auf kostbarer Holzvertäfelung. Aber trotz dieser Handicaps: Den Besucher erwarten spannende und informative Bilder- und Objektfolgen, er begegnet dem vertrauten Kanon „klassischer“ Volkskunde-Themen (Volkskunst, Wohnkultur, Nahrung, Kleidung, Frömmigkeit, Handwerk u. v. m.) ebenso wie neuen Fragestellungen (Industrialisierung, Arbeiterkultur, Reklame, Kitsch) und auch ganz unvermuteten optischen Eindrücken (im Kapitel „Laienkunst“). Schwerpunkte, wen wundert es, ergeben sich aus den aktuellen Samm-

<sup>4</sup>CLAUS ZOEGE VON MANTEUFFEL, Grußwort, wie Anm. 1, S. 5.

<sup>5</sup>HANS-ULRICH ROLLER, Einführung, wie Anm. 1, S. 6.

lungsbeständen Stuttgarts und den persönlichen Stärken der beteiligten Wissenschaftler. Wir finden eine in ihrer Dichte und Farbigkeit schier erdrückende Abteilung „Populäre Bilderwelt“ (die Tradition J.F. Schreibers, Esslingen!), das publikumsnahe Thema „Fasnacht“, reiche Bestände und gute Erläuterungen zur Welt der bemalten Möbel. Für einen eiligen Besucher sind die einführenden und begleitenden Texte sicher zu lang, für den Besucher mit einfacher Schulbildung wohl auch etwas zu „gehoben“ formuliert. Aber dieses Museum ist kein reißerisches Unternehmen mit optischen „Weltsensationen“ und hebt sich vom mediengesteuerten Ausstellungsrummel unserer Zeit wohltuend ab. Es ist eine verantwortungsvoll und handwerklich professionell-solide aufgebaute Schau zum Erwandern, zum Schauen und Lernen, es ist eine dauerhafte Einrichtung, deren präzise recherchierte Angebote noch Bestand haben werden, wenn so mancher musealen Tollkühnheit an anderer Stelle längst der Atem ausgegangen ist.

In Verbindung mit einer solch umfassenden Ausstellungsleistung und in Kenntnis der vielen mit grenzenloser Ausdauer bewältigten Schwierigkeiten des Unternehmens (Personal- und Geldnöte, Kompetenzstreit Bauträger — Museum, Zeitdruck etc.) seien meine kritischen Anmerkungen hier als persönliche Eindrücke aufgefaßt. Die zahlreichen Themen und Objektgruppen ergeben zusammengefaßt einen weit gezogenen Bilderbogen der Volkskultur — aber manchmal vermißt man die große Gesamtaussage; es ist — im Gegensatz zum sehr „grundsätzlichen“ Titel — ein Museum „volkskundlicher Themen“. H.-U. Roller geht in einem Aufsatz selbst auf dieses Problem ein: „Geschichte, millionenfach gelebtes Leben kann in seiner Komplexität im Museum nicht wieder zum Leben erweckt, kann immer nur in Ansätzen, in Bruchstücken und Ausschnitten dokumentiert und dargestellt werden [...]. Die Arbeit an einem kulturhistorisch-volkskundlichen Museum ist somit also ein dauerndes Wechselbad zwischen dem Versuch, die Darstellung der Geschichte der Volkskultur in einen weiten Horizont zu stellen, deutlich zu machen, daß diese untrennbar mit dem Gesamtprozeß von Geschichte und Kulturgeschichte verbunden ist, und resignierender Bescheidung angesichts der Begrenztheit der realen Möglichkeiten, diesem Anspruch gerecht zu werden.“<sup>6</sup>

Was die museumstechnische und didaktische Präsentation angeht, so wird doch eher ein Gegeneinander denn ein Miteinander von Architekten und Museumsleuten sichtbar. Es scheint manchmal, als ob sich die Ausstellungsgestalter — im Bewußtsein des Charmes und der Strahlkraft dieses herrschaftlichen Gebäudes — geradezu schroff gegen diese Eigenwirkung gestellt hätten; man spürt die (nachvollziehbaren) Wunschvorstellungen, daß ein funktionaler Neu-

<sup>6</sup>HANS-ULRICH ROLLER, Das Museum für Volkskultur in Württemberg. In: Kieler Blätter zur Volkskunde 22 (1990), S. 157-165, hier S. 158.

bau doch genehmer gewesen wäre. Die Texterläuterungen — auch dies sicher ein subjektives Urteil — sind auffällig aus der Position des Wissenden heraus formuliert, sie klingen oft kategorisch, „gültig“, jeden Zweifel und Widerspruch ausschließend. Es fehlen, so scheint mir, dem gesamten Museum ein wenig die Leichtigkeit, das Infragestellen der eigenen Lehrangebote, der Humor auch und das gelegentliche Augenzwinkern. Entsprechend ernst und nachdenklich, gleichsam „gesammelt“ verhielten sich die Besucher während meiner Besichtigung — man vermiste irgendwie temperamentvolles Interesse, rege Diskussion vor Objekten (oder ob ich einen Tag des pietistisch geprägten Bildungsbürgers erwischte hatte?). Dieser gemessene Stil, dieses — ein wenig überspitzt formuliert — leise Mißtrauen blutvollen Formen und Farben gegenüber, das sich in spröden, „richtigstellenden“, den Dingen auf den Grund gehenden Erläuterungstexten äußert (das Thema „Volksfrömmigkeit“ sei Beispiel), kommt den ersten Publikationen, die das Museum begleiten, natürlich zugute. „Bildführer“ und „Textbände“ sind sachliches, kühl analysierendes Lesevergnügen für den, der sich Zeit zum Nachdenken nimmt.

Ein Vergleich der Ausgangsbedingungen fällt nicht zu Ungunsten für Schleswig-Holstein aus. Die Bestände der Volkskundlichen Sammlungen in Schleswig können sich mit Stuttgart-Waldenbuch messen, sind ihnen in vielen Bereichen weit überlegen (Landwirtschaft, Bauen und Wohnen, Handwerk vor allem). Auch beide von den Fachleuten (Historiker, Volkskundler, Museumsleiter) in jahrelanger Diskussion favorisierte Standortlösungen für eine Außenstelle in Schleswig-Holstein — ein Neubau in Anbindung an das Schleswig-Holsteinische Freilichtmuseum Kiel-Molfsee einerseits; das große Gut Osterrade mit seinen historischen Stall- und Scheunenbauten andererseits — sind deutlich attraktiver und museal geeigneter als das Jagdschloß in Waldenbuch. Die erstgenannte Lösung für Schleswig-Holstein kann in idealer Weise moderne didaktische Forderungen an ein Volkskunde-Museum erfüllen, das Gut Osterrade als „historische Lösung“ bringt seine Ausstrahlung als landschaftsverbundenes Bauensemble ein, kann bildkräftiger Rahmen für ein museales Nebeneinanderstellen von Herren, Bauern, Handwerkern und Knechten sein, von Arbeit und Müßiggang, von gehobenem Lebensstil und grauer Alltagswelt, von Kunsthandwerk, Volkskunst und Gebrauchs- und Arbeitsgerät. Mit seinem „Museum für Volkskultur“ hat Württemberg ein bedeutendes historisches Baudenkmal erhalten und neu genutzt sowie seine volkskundlichen Schätze für die Bürger aufbereitet. Es ist zu wünschen, daß Schleswig-Holstein bald einen ähnlichen Weg geht und seine inzwischen bundesweit bekannten Volkskunde-Sammlungen ans Licht der Öffentlichkeit bringt.

Heinrich Mehl

## Berufsfeld Volkskunde

„Kulturmanagement — welche Fortbildungsangebote gibt es?“

Bericht über eine Tagung in Sankelmark vom 1.-3. November 1991

Angela B. Jeksties

„Kultur und Management — für viele sind das zwei Welten, die einfach nicht zusammenpassen. Management, das ist der Inbegriff von ökonomischer Zweckrationalität in Organisation und Führung, der sich alles andere unterzuordnen hat. Kultur hingegen ist das andere, was jenseits wirtschaftlicher Zwänge kreativ dem Leben individuellen Sinn und Inhalt gibt. Beides zusammensubringen hieße, Feuer und Wasser miteinander vereinen zu wollen. Das geht nicht, denken viele, vor allem, wenn sie künstlerisch und kulturell stark engagiert sind.

Und doch hat das moderne Management in den letzten Jahren auch im Bereich Kultur seinen Einzug gehalten. Hintergrund ist die Überlegung, daß sich die täglichen Alltagsaufgaben der Kultur-Organisatoren im Prinzip nur wenig von denen eines Managers in der Wirtschaft unterscheiden. Warum sollten dann erfolgreiche Denkansätze und Methoden des Managements in der Wirtschaft nicht auch im Bereich Kultur dabei helfen können, die nun einmal notwendige Organisations- und Verwaltungsarbeit schneller und besser zu erledigen und der stetig wachsenden Flut von neuen Aufgaben Herr zu werden?

Erste Versuche, Managementmethoden in die Organisation von Kultur einzuführen, verliefen so überzeugend, daß sich schnell Nachahmer fanden. Und kaum später zogen auch die Ausbildungsinstitutionen nach: Wenige Jahre nach der Etablierung des Begriffs 'Kulturmanagement' gibt es heute bereits rund 50 Studiengänge, Kurse oder ähnliches, in denen man (auch) Kulturmanagement lernen kann<sup>1</sup>.

Wir haben aus dieser Vielfalt solche Angebote herausgefiltert, die sich zur Fortbildung neben dem Beruf eignen und die auch für Interessierte aus Schleswig-Holstein regional erreichbar sind. Diese Fortbildungsangebote stellen wir in unserer Informationstagung vor. Den zweiten Schwerpunkt bildet die Frage, welchen Nutzen Computer und moderne (Spezial-)Programme für die Arbeitserleichterung gerade auch in kleineren Einrichtungen bringen können. Außerdem spielt natürlich auch der informelle Erfahrungsaustausch in dieser Veranstaltung eine wichtige Rolle.“<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Siehe zur Beurteilung der beruflichen Chancen eines Kulturmanagers zwei Zeitschriftenartikel: Kulturmanager ohne Arbeitsplatz. Aufbaustudien an der Schnittstelle von Kultur und Ökonomie / Warnung vor Illusionen. In: FAZ, 21.9.91 (Christine Demmer); Chaos mit Diplom. Das neue Studienfach „Kulturmanagement“ zieht die Studenten in Massen an, doch draußen gibt es kaum Bedarf. In: Der Spiegel 46/1991; Kopien können bei der Redaktion angefordert werden.

<sup>2</sup> Aus der Tagungseinladung von Dr. R. Pelka und Dr. G. Jastram von der Akademie Sankelmark.

Das einführende Referat von Joachim Thomas, Jurist und Geschäftsführer des Schleswig-Holstein Musikfestivals, zeigte schon die Ansprüche an einen Kulturmanager: Er sollte Dinge möglich machen und vermitteln. Kultur an sich braucht kein Management, sondern Menschen, die Kultur vermitteln, nicht machen. Dabei sind zwei Punkte wichtig.

1. Das Produkt „Kunst“ muß vom Kulturmanager mit künstlerischen Maßstäben gemessen werden.
2. Der Kulturmanager muß Märkte kennen und Verbindungen zu ihnen haben; dies bedeutet, daß er Zielgruppen definieren muß, für die er arbeitet. Außerdem sollte man im Umgang mit Behörden eine sichere Hand und den richtigen Umgangston einsetzen. Um diese Dinge gut in den Griff zu bekommen, ist ein Grundwissen in Betriebswirtschaft, Jura, Marketing, in wirtschaftlichen Kontrollsystemen etc. notwendig. Einen Studiengang „Kulturmanagement“ hält Thomas für bedenklich.

Am Beispiel der Kölner Philharmonie erläuterte er seine theoretischen Denksätze sehr anschaulich. Dabei sagte er: „Sponsoring von Wirtschaftsunternehmen tut nicht nur not, sondern ist auch angenehmer als die Abhängigkeit von der öffentlichen Hand.“ Diskutiert wurde im Anschluß daran, wie sehr doch die Gründung einer GmbH für einen Konzertsaal, ein Theater usw. von Vorteil ist gegenüber einer kommunalen oder staatlichen Institution. Thomas betonte auch, daß visionäres und konzeptionelles Denken in vielfacher Hinsicht erforderlich sind. Es kam die Frage auf, ob denn kulturelle Verwaltung in der Stadt nicht leistbar wäre. Verwalter der Kommunen sind als Kontroll- und Verhinderungsinstrument ausgebildet und daher für Kultur nicht kompetent, d.h. man muß Wege finden, dies zum Besseren zu ändern. Dies sollte nicht als Vorwurf gelten, sondern als Tatsache gesehen werden, um daran zu arbeiten. Da auch ein Teilnehmer als Verwaltungsrat aus jahrzehntelanger Erfahrung berichten konnte, kam auch die andere Seite zu Wort.

„So haben wir es gelernt ...“ — zu diesem Thema berichtete Dr. Rolf Kuschert von der Stiftung Nordfriesland am Beispiel der Volkshochschule Husum folgendes: Kontakte zu Menschen unterschiedlicher Interessen und Temperamente sind mit am wichtigsten. Geholfen hat ihm bei der Verwaltung und Organisation der Volkshochschule Husum die „große Familie“ des Landesvolkshochschulverbandes. Hier gab es Austauschpartner zu unterschiedlichen Themen. Trotzdem hat Kuschert vieles, wie z.B. das Organisieren von Ausstellungen, erst in der Praxis gelernt. Sein Fazit: Learning by doing.

Als weiterer Referent für dieses Thema sprach Peter Feuser von der Volkshochschule Rendsburger Ring e.V. Feuser berichtete über seinen Werdegang vom Studenten der Politischen Wissenschaften, Geschichte und Philosophie (Berufswunsch: Journalist) über den Verlagslektor, über Tätigkeiten in der Er-

wachsenenbildung bis hin zum jetzigen Leiter o.g. Institution. 1984 las er die werbende Stellenanzeige in der „ZEIT“ und bewarb sich. Der Reiz an dieser Stelle lag für ihn darin, daß hier keine kommunale Verwaltung, sondern ein Verein der Träger ist. Dadurch ist der Druck auf den Leiter härter, denn pädagogische und wirtschaftliche Aspekte sind unter einen Nenner zu bringen. Letztlich bedeutete das für ihn den Sprung ins kalte Wasser, und lange Zeit galt bei ihm das „learning by doing“ im Sinne von „viel versuchen — viel irren“. Die eigene Unterrichtstätigkeit und die Teilnahme an Seminaren halfen ihm auf seinem Berufsweg sehr.

Zum Thema der Tagung faßte Peter Feuser zusammen:

1. Eine gewisse positive Grundeinstellung der Persönlichkeit eines Kulturmanagers ist aus diesem Beruf nicht wegzudenken. Dazu gehören Mobilität, Flexibilität, Offenheit, ein positives Menschenbild und Kreativität. Daß diese Voraussetzungen nicht erlernbar sind, wird jedem verständlich sein.
2. Eine den Anforderungen entsprechende Technik ist genauso wichtig, diese ist allerdings vermittelbar. In der Schlüsselfunktion eines VHS-Leiters muß man sich in Menschenführung sehr gut auskennen, denn „jeder Kursleiter ist ein Schicksal“ (Feuser). Man muß Ziele setzen und sich auf gemeinsame Ziele einschließen können; wichtig dabei ist auch die Kontrolle einer Veranstaltung durch Beobachtung und Auswertung ihrer Resonanz beim Publikum. Des weiteren sollte man den Mut haben, unbequeme Entscheidungen zu treffen, zugleich aber motivieren zu können.

Abschließend sagte Feuser, daß Erwachsenenbildung die wichtigste Aufgabe heutzutage ist; sie ist eine Alternative, in der der Mensch als Persönlichkeit im Mittelpunkt steht! Wenn diese Arbeit gelingt, ist man sehr befriedigt und kann daraus persönliche Motivation für seine eigene Tätigkeit ziehen.

In der Diskussion wurde an die Referenten die Frage gestellt, wie sie Erfolg definieren. Darauf Joachim Thomas vom Schleswig-Holstein Festival: Es gibt objektiven und subjektiven Erfolg. Zum objektiven in meiner Tätigkeit ist zu rechnen, daß das SHMF gut besucht wird und man am Ende die Wirtschaftlichkeit erkennen kann. Zum subjektiven zähle ich glückliche, zufriedene Gäste und Teilnehmer, die gerne wiederkommen. Anmerkend zu den Beiträgen von Kuschert und Feuser meinte er noch: „Heute läuft die Zeit schneller, als daß wir mit 'learning by doing' Schritt halten können.“

## Fortbildungsstudiengänge im Kulturmanagement

### 1. Der Kontaktstudiengang Kultur- und Bildungsmanagement an der Hochschule für Wirtschaft und Politik in Hamburg<sup>3</sup>

Hierbei handelt es sich um einen zweijährigen Kontaktstudiengang der Fortbildung, um Zusammenhänge zwischen Kultur, Wirtschaft und Sponsoring kennenzulernen. 35 Teilnehmer (von zuletzt 280 Bewerbern) treffen sich dreimal wöchentlich von 18<sup>15</sup> – 21<sup>15</sup> Uhr in Hamburg. Referenten sind zu jeweils 50% PraktikerInnen und HochschulprofessorInnen bzw. -dozentInnen. Man wird mit den verschiedenen Bereichen vertraut gemacht, arbeitet aber vom 1. Semester an in drei Gruppen an drei Projekten (z.B. Theateraufführungen zu einem Thema), die man am Ende auch durchführen muß. Dazu hat man DM 5.000,- zur Verfügung, die man dann durch Sponsoring erhöhen sollte.

Kosten:	DM 610,- pro Semester (x 4)	=	2.440,- DM
	plus Fahrtkosten (DM 15,- pro Veranst. bei 3,5 Monaten/Sem.)	=	2.520,- DM
	aufgerundet		ca. 5.000,- DM

**VORTEILE:** Theoretische Aspekte können durch die Arbeit am Projekt gleich in die Praxis umgesetzt werden, man bekommt 'Kontakt' zu Sponsoren, Behörden etc.

**NACHTEILE:** Die Studienplätze sind beschränkt; der Zeitaufwand ist beträchtlich (besonders für den, der nicht in Hamburg wohnt), daher scheint mir dies als Fortbildungsmaßnahme neben einer vollen, engagierten beruflichen Tätigkeit kaum machbar. Die Arbeit am Projekt kann sich neben den 9 Stunden Unterricht an 3 Abenden in der Woche eigentlich nur noch auf das Wochenende beschränken. Wie aber soll man dann Behörden oder Sponsoren kontaktieren? Außerdem geht es weitgehend um Teamarbeit, die nur dann sinnvoll ist, wenn man die Möglichkeit hat, sich häufig auszutauschen. Bei weit auseinanderliegenden Wohnorten ist dies kaum möglich.

### 2. Die Studiengänge „Kulturwissenschaftliche Weiterbildung“ und „Kulturmanagement“ an der Fernuniversität Hagen<sup>4</sup>

Diese Studiengänge verstehen sich als ein offenes Angebot an alle beruflich und persönlich Interessierten. Um ein Abschlußzertifikat zu erwerben, muß man

<sup>3</sup>Referent: Peter Wismann (Lehrer), HWP Hamburg.

<sup>4</sup>Referent: Prof. Dr. Thomas Heinze.

mindestens 24 Jahre als sein und Berufserfahrung oder ein abgeschlossenes Hochschulstudium haben.

Der Ausbildungsgang „Kulturwissenschaftliche Weiterbildung“ umfaßt Kurse zu folgenden Bereichen: Kunst/Ausstellungswesen/Medienkultur; Theater; Musik; Alltagskultur. Der Ausbildungsgang „Kulturmanagement“ umfaßt thematisch die Bereiche: Marketing, Finanzierung, Controlling, Projektmanagement, Personalwirtschaft, Öffentlichkeitsarbeit. Außerdem enthält er spartenbezogene Kurse aus der „Kulturwissenschaftlichen Weiterbildung“: Kunstmanagement; Theatermanagement; Musikmanagement; soziokulturelles Management.

Während in der „Kulturwissenschaftlichen Weiterbildung“ das Bausteinsystem eine individuelle Neigung und deren Auffrischung zuläßt, hat man im „Kulturmanagement“ nur die Wahl beim spartenbezogenen Kurs. Um ein Zertifikat in „Kulturmanagement“ zu erwerben, muß man:

- mindestens 2 Jahre am Studienangebot teilnehmen
- auf diese 2 Jahre verteilt 9 Pflichtkurse und 1 Wahlpflichtkurs aus dem Bereich Kulturmanagement belegen
- 4 Seminare/Tagungen besuchen
- nach Erfüllung dieser Belegung eine ca. 30-seitige Hausarbeit einreichen
- eine mündliche Prüfung ablegen

Ein Pflichtkurs besteht aus jeweils einem Studienbrief eines namhaften Autors zur schriftlichen Vermittlung der Lehrinhalte und einer Videokassette zur audio-visuellen Präsentation von Lehrinhalten, die eine den Print-Medien überlegene Darstellung erfordern. Im Bereich Musik wird alternativ oder ergänzend eine Compact Disc (CD) zu finden sein.

Kosten:	pro Kurs 248,- DM (x 10)	=	2.480,- DM
	4 Präsenzveranstaltungen	=	500,- DM
	aufgerundet		ca. 3.000,- DM

**VORTEILE:** Die Teilnahme ist nicht beschränkt; eine freie Zeiteinteilung sowohl für das Erarbeiten eines Kurses wie für den gesamten Studiengang ermöglichen eine ständige Teilnahme; weitere Kosten für Anfahrten fallen weg (die Präsenzveranstaltungen finden in der Nähe des Wohnortes statt, nicht in Hagen). Da die Autoren aus der Wirtschaft kommen und über eine große Fachkompetenz verfügen, ist es eine praxiserfahrene Ausbildung auf sehr hohem Niveau. Die Kosten scheinen im Preis-Leistungs-Vergleich annehmbar und für jeden erschwinglich, zumal sie in Etappen anfallen.

**NACHTEILE:** Ein Anwenden des Gelernten in der Praxis ist im Studiengang

nicht vorgesehen. Dadurch fehlt manch eine wertvolle Erfahrung und evtl. Hilfestellung/Korrektur durch den Veranstalter. Zudem kommt man nicht in direkten Kontakt zu Autoren/Dozenten und kann die so wichtigen Verbindungen nicht herstellen. Durch dieses allen offenstehende Angebot wird die Wahrscheinlichkeit, mit Hilfe eines Zertifikats seine beruflichen Chancen zu verbessern, auf ein Minimum reduziert. Nur wer ab sofort das Angebot wahrnimmt, wird in zwei Jahren zu den ersten gehören, die mit dem Zertifikat über die Teilnahme an diesem Studiengang evtl. ihre Aufstiegs- oder Einstiegschancen erhöhen.

### 3. Die Glücksburger Seminare zu Kulturmanagement und Sponsoring<sup>5</sup>

Hier wird der Kulturbegriff dermaßen erweitert, daß man unter ihm jedes greifbare und nicht greifbare Ding verstehen kann. So verstehen die Veranstalter unter Kultur nicht nur Dinge, die die Freizeit verschönen — wie Musik, Kunst, Theater, Museum — sondern auch all das, was uns täglich umgibt — Verkehr, Arbeit, Wohnen, Nahrungsaufnahme, Konsum . . .

Das Seminar gliedert sich in einen zweiwöchigen Kurs (sog. Kulturmanagement-Akademie), ein Praktikum von ca. 10 Wochen beim Schleswig-Holstein Musikfestival oder ein Praktikum von 6 Wochen bei einer Patronatsfirma und ein Kulturmanagement-Symposium von zwei Tagen, von Innovatio durchgeführt. Der Kurs kostet in etwa DM 6.000,-. Genauere Informationen in Form von Broschüren wurden leider nicht an die Tagungsteilnehmer verteilt, daher kann ich auch keine genauen Angaben über Kosten, Vorteile und Nachteile machen. Abschließend hierzu die drei Grundsätze eines erfolgreichen Veranstaltungsmanagements lt. Innovatio: Kommunikation, betriebswirtschaftliche Steuerung, Finanzierung.

### 4. Kommunale Kulturpflege: das Konzept eines Fortbildungskurses<sup>6</sup>

Seit 1987 ist diese vom Arbeitsamt finanzierte einjährige Fortbildung im Bildungszentrum Hamburg untergebracht. Das Kurskonzept:

- kommunale Archive und historische Kulturarbeit
- spezielle Kulturarbeit (soziokulturelle K.)
- der Einsatz von Medien in der Kulturarbeit
- Öffentlichkeitsarbeit
- Finanzierung
- Verwaltung

<sup>5</sup>Referenten: Götz Wiedenroth (Betriebswirt), Martin Weigel (Bankkaufmann) von Innovatio, einem Verlag mit Sitz in Bonn (Gesellschafter: eine Großbank und ein Unternehmen).

<sup>6</sup>Referent: Hans Peter Weiß (Lehrer), Gesellschaft für berufsspezifische Ausbildung e.V., Hamburg.

Zur Ausbildung gehören Praktika in Kommunen und Museen. Kosten entstehen für den Teilnehmer keine, da die Ausbildung vom Arbeitsamt bezahlt wird.

**VORTEILE:** auf kommunale Arbeit in Kleinstädten vielseitig ausgerichtete Zusatzausbildung; ausgewogenes Verhältnis von Theorie und Praxis. Bedarf in Kommunen vorhanden.

**NACHTEILE:** Das Arbeitsamt kann diese Fortbildung z.Zt. nicht zahlen, d.h. es fehlen ca. 200.000,- DM, um sie durchzuführen. Das übliche Problem der Zusatzqualifikation von Lehrern führt zu einer Verdrängung der Fachleute (z.B. Volkskundler) aus Bereichen, in denen sie eigentlich kompetenter und fachlich besser ausgebildet sind. Archivarbeit gehört ja zur "Handwerksarbeit" eines Volkskundlers.

Auf den zweiten Schwerpunkt der Tagung, nämlich den Einsatz von PC in der Kulturarbeit am Beispiel einer Volkshoch- und Musikschule, soll an dieser Stelle nicht eingegangen werden.

Zusammenfassend kann ich sagen, daß gerade der persönliche Kontakt mit den Veranstaltern auf dieser Tagung von großem Nutzen und nachhaltiger Wirkung auf die Teilnehmer war. Außerdem war es interessant, zu hören und zu sehen, wie die jeweiligen Referenten ihren Studiengang vermittelten. Da diese werbende Vermittlung bereits Kulturmanagement im besten Sinne war, konnte man Qualität und Glaubwürdigkeit der verschiedenen Angebote gut vergleichen.



Akademie Sankelmark

## Veranstaltungskalender

Schleswig-Holstein bietet allmonatlich eine Fülle an historisch und volkskundlich interessanten Veranstaltungen und Festen (siehe dazu auch KAI DETLEV SIEVERS, Feste in Schleswig-Holstein. Ein lexikalischer Führer durch den Jahreslauf, Neumünster 1984; Was ist los in Schleswig-Holstein?, hg. von den Volksbanken und Raiffeisenbanken in Schleswig-Holstein, Rendsburg 1991).

Die Redaktion hat versucht, einige eine breitere Öffentlichkeit angehende Termine auszuwählen — im Bewußtsein, daß jede Auswahl auf diesem Feld nur subjektiv sein kann. Hinweise auf relevante Veranstaltungen werden erbeten.

Ausstellung im Kreismuseum Ratzeburg  
14. November 1991 — 29. März 1992  
SPIELZEUGPARADIES UND PUPPEN-  
TRAUM  
Öffnungszeiten: tägl. (außer Mo) 10<sup>00</sup> – 13<sup>00</sup>,  
14<sup>00</sup> – 17<sup>00</sup>  
Kreismuseum Ratzeburg, Domhof 12/13,  
2418 Ratzeburg, Tel.: (0 45 41) 1 23 25

\* \* \*

Ausstellung im Museum für Figurentheater  
Lübeck  
12. November 1991 — Ende Oktober 1992  
SCHICHTL-MARIONETTEN  
Öffnungszeiten: tägl. 10<sup>00</sup> – 18<sup>00</sup>, im Novem-  
ber bis März montags geschlossen.  
Museum für Figurentheater Lübeck, Kleine  
Petersgube 4-6, 2400 Lübeck, Tel.: (04 51) 7  
86 26

Ein ausführlicher Hinweis auf die Ausstellung  
folgt in TOP 4.

\* \* \*

Veranstaltungen des Hamburgischen Mu-  
seums für Völkerkunde:

Vortragsreihe: LEBEN UND TOD. Tod und  
Jenseitsvorstellungen im Kulturvergleich  
— So 19.01.1992, 11<sup>00</sup> Uhr: „Auseinander-  
setzung mit dem Tod. Bestattungsfor-  
men der Merina (Madagaskar) und Ya-  
nomami (Brasilien/Venezuela), Referen-  
tin: Gisela Reppel, M.A., Marburg  
— So 02.02.1992, 11<sup>00</sup> Uhr: „Tod- und  
Jenseitsvorstellungen der Waldindianer  
Südamerikas“, Referentin: Dr. Maria Su-  
sana Cipolletti, Freiburg

- So 15.02.1992, 11<sup>00</sup> Uhr: „Denn der Tod  
ist der Sünde Sold. Leben und Sterben in  
Naturvolkkulturen“, Referent: Prof. Dr.  
Klaus E. Müller, Frankfurt/Main
- So 01.03.1992, 11<sup>00</sup> Uhr: „Den Tod fürch-  
ten ist schlimmer als sterben“, Referen-  
tin: Dr. Ute Ritz-Müller, Frankfurt/Main
- So 15.03.1992, 11<sup>00</sup> Uhr: „Kann Sterben  
auch sinnvoll sein? Zu den Wurzeln bibli-  
scher und christlicher Sinndeutungen des  
Todes“, Referent: Prof. Dr. Karl Hohei-  
sel, Bonn
- So 29.03.1992, 11<sup>00</sup> Uhr: Podiumsdiskus-  
sion: „Leben und Tod — Tod und Jen-  
seitsvorstellungen im Kulturvergleich“,  
Diskussionsleitung: Dr. Rüdiger Vossen  
Hamburgisches Museum für Völkerkunde,  
Großer Hörsaal, Rothenbaumchaussee 64,  
2000 Hamburg

\* \* \*

Veranstaltung der Ostsee-Akademie:

6.-9. Januar 1992  
DIE ZUKUNFT DES LÄNDLICHEN  
RAUMES IN HOLSTEIN UND MECKLEN-  
BURG. Dorferhaltung und Dorferneuerung.  
Das Seminar lädt haupt- und ehrenamtliche  
Mitarbeiter aus Dorferhaltung und Dorfer-  
neuerung zum Gespräch und Austausch ih-  
rer Erfahrungen ein — aus Mecklenburg-  
Vorpommern, aber auch aus Holstein, Schles-  
wig und Lauenburg. Eine Tagesexkursion  
wird Beispielen vor Ort erläutern.

Weitere Informationen: Ostsee-Akademie,  
Europaweg 3, 2400 Lübeck-Travemünde,  
Tel.: (0 45 02) 8 03-2 03/2 05

## Who's who\*

### Internationale Assoziation für die Erforschung bäuerli- cher Schreibebücher

Klaus-J. Lorenzen-Schmidt

Bäuerliche Anschreibebücher als individuelle Quellengattung mit vielen Aussagemöglichkeiten rücken immer stärker in das Blickfeld sozial-, wirtschafts- und mentalitätsgeschichtlicher Forschung, nachdem die Volkskunde sie schon länger als Quelle für die Sachkultur- und Arbeitsprozeßforschung genutzt hat. Sie bieten eine hervorragende Möglichkeit, die die Geschichte aktiv mitgestaltenden oder auch erleidenden Menschen in ihrem Alltagsleben, ihrer Wirtschaftstätigkeit, ihrem sozialen Umfeld, ihren Anschauungen und Weltbildern aus ihrem Selbstverständnis zu verstehen und damit über den individuellen Zugriff auch ein Korrektiv für unser Bild vergangener Gesellschaften zu erhalten.

Während die Möglichkeiten der Auswertung dieser Quellengruppe in Dänemark schon früh erkannt wurden und zu einer großen Zahl von Quellenpublikationen und -auswertungen führten (bislang 143 Publikationen), während in Schweden das nationale Projekt „Svenska Bondedagböcker“ von „Nordiska Museet“ initiiert wurde (bislang 18 Publikationen), während in den Niederlanden eine Reihe von Veröffentlichungen von der enormen Aussagekraft dieser Quellen zeugt (bislang 20 Publikationen) und während in Großbritannien mit der Sammlung des „Institute of Agricultural History“ der University of Reading ein beachtlicher Fonds von Anschreibebüchern zusammengebracht wurde (bislang aber erst 10 Publikationen), ist in Deutschland die Forschung noch in den Anfängen (trotz der vorliegenden 119 Publikationen), jedoch nicht so weit zurück wie in Frankreich, in Süd- und in Ostmitteleuropa. Das liegt nicht nur daran, daß die agrargeschichtlichen Traditionen in den verschiedenen europäischen Ländern unterschiedlich stark ausgeprägt sind, sondern hat vor allem etwas mit der Quellsituation und dem Stand der Methode zu tun. Die Quellsituation ist dadurch bestimmt, daß nur wenige Beispiele aus dem möglicherweise reichhaltigen Fundus in die staatlichen wie nichtstaatlichen Archive gelangen; denn es handelt sich um privates Schriftgut, das zumeist bei den Nachkommen der Schreiber oder bei der Hofstelle verbleibt — oft von Achtlosigkeit oder Vernichtung mangels

\*TOP bietet an dieser Stelle Arbeitsgruppen, Initiativen, Vereinen, die sich mit Kultur- und Sozialgeschichte des Volkes beschäftigen, die Möglichkeit, sich vorzustellen. Wir freuen uns über entsprechende Berichte. Die Red.

Verständnisses bedroht. Das Überwiegen privater Aufbewahrung erschwert den wissenschaftlichen Zugriff auf die Quellen und eine systematische Erfassung des Gesamtbestandes einer bestimmten Region. Dadurch werden die Funde solcher Anschreibebücher oft zu Glücksfällen — ein Umstand, der auch ihre vergleichende Auswertung erschwert. Immer stellt sich die Frage der Repräsentativität der Quellen für die Region, aus der sie stammen.

Diese Situation hat im Sommer 1989 dazu geführt, daß sich eine Gruppe von Anschreibebuchforschern, die sich zu einer Tagung über „bäuerliche Anschreibebücher als Quellen zur Wirtschaftsgeschichte“ in Kiel versammelt hatten, zu einer losen Assoziation zusammenschloß und Anschreibebuchforscher in aller Welt aufforderte, sich zum Zweck verbesserter Kommunikation anzuschließen. Inzwischen gehören 47 zumeist aus Dänemark und Schweden stammende Wissenschaftler der Assoziation an. Kontakte bestehen in die USA und die Niederlande, nach England und Schottland, in die CSFR und nach Ungarn; sie fehlen bislang nach Frankreich, Belgien, in die Schweiz, nach Italien und Griechenland sowie zu den meisten ostmitteleuropäischen Ländern. Auch 14 deutsche Forscher sind beteiligt. Die Assoziation, die sich als internationale Interessengemeinschaft in der Nachfolge der Bemühungen am „Institut for Europæisk Folkelivsforskning“ (Prof. B. Stoklund) und am „Niedersächsischen Freilichtmuseum“ in Coppenburg (Prof. Dr. H. Ottenjann) sieht, von denen letzterer bereits 1981 eine Tagung über „ländliche Anschreibebücher“ organisierte, deren Ergebnisse 1982 publiziert wurden, wird auch in Zukunft auf die Durchführung von Tagungen zu diesem Themenbereich hinarbeiten. Die Folgetagung für Kiel 1989 wird in Stockholm 1992 stattfinden, wobei hier Mentalitätsfragen im Spiegel von Anschreibebüchern im Mittelpunkt stehen werden.

Die Assoziation veröffentlicht in etwa halbjährigem Abstand Mitteilungen „Forschungen zu bäuerlichen Schreibebüchern/Research on Peasant Diaries“; 4 Hefte sind bereits erschienen. Die Mitgliedschaft steht jedem Fachforscher offen<sup>1</sup>.

<sup>1</sup> Internationale Association für die Erforschung bäuerlicher Schreibebücher — International Association for the Research on Peasant Diaries. Die Anmeldung erfolgt am zweckmäßigsten beim Sekretär der Assoziation: Dr. Klaus-J. Lorenzen-Schmidt, Staatsarchiv, ABC-Straße 19, 2000 Hamburg 36, Tel.: (0 40) 36 81 18 43.

## 25 Jahre „Heimatkundliche Schulsammlung Hollingstedt“ \*

Gundula Hubrich-Messow

Die Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein arbeitet mit vielen Institutionen und Einzelpersonlichkeiten im Landes zusammen, die sich mit der Erforschung und Darstellung von Geschichte und Volkskunde der einzelnen Regionen befassen. Eine der aktivsten lokalen Initiativen, eingebunden in die „Arbeitsgemeinschaft der volkskundlichen Sammlungen des Kreises Schleswig-Flensburg e.V.“, ist die Heimatkundliche Schulsammlung Hollingstedt des Lehrers und Schulleiters Gerd Gramlow. Die Anfänge der Sammlung sind in einem kleinen Klassenschränkuseum zu sehen, das Gerd Gramlow von 1962 bis 1965 für seine Arbeit mit lernbehinderten Kindern in der damaligen Volksschule Friedrichstadt zusammenstellte.

Seit 1965 ist Gramlow als Lehrer und Schulleiter an der amtseigenen „Grundschule Ellingstedt-Hollingstedt“ tätig. In Hollingstedt baute er auf dem Dachboden des Schulgebäudes von 1876 — später im gesamten alten Schulhaus — die in der breiten Öffentlichkeit als „Schulmuseum“ bekannte volkskundliche Sammlung aus.

Mit fünf Unterrichtsstunden steht Gramlow seit 1985 auch anderen Schulen aus ganz Schleswig-Holstein als Museumspädagoge zur Verfügung. Diese Gastklassen werden im Mehrzweckraum unterrichtet und bearbeiten dort und in den gewünschten Abteilungen ein geschichtliches Thema nach dem Grundsatz „begreifen durch Begreifen“.

Die Schulsammlung umfaßt jetzt folgende Räume und Ausstellungsnischen, die zu Themenkreisen mit Exponaten ausgestattet sind:

1. Raum für Vor- und Frühgeschichte (Steinzeit, Bronzezeit, Wikingerzeit — Hollingstedt als Westhafen von Haithabu/Schleswig)
2. Teeküche (für die Schule und für Gästegruppen)
3. Küche der Jahrhundertwende (mit Kohleherd)
4. Dienstmädchenkammer (Deernskammer, Kellerstuuv)
5. Keller (mit Pökelfaß, Kartoffelhorte und Vorratsregalen)
6. Speisekammer (als Vorratsraum, mit ergänzenden Küchengeräten)
7. Wohnzimmer der Jahrhundertwende (mit roten Plüschmöbeln)
8. Schlafzimmer aus der Zeit der Jahrhundertwende
9. Raum zu den Hausarbeiten der Frauen (Handarbeiten)
10. Raum für Sonderausstellungen
11. Küche aus der Zeit um 1800 (Swibbogenherd, Tellerbord)
12. Döns (einziger beheizbarer Raum im einfachen Bauernhaus um 1800)
13. Schulstube mit Originalmobiliar aus der Zeit vor 1900

\* Heimatkundliche Schulsammlung, 2381 Hollingstedt, Tel.: (0 46 27) 2 12.

14. Wohnraum für den Zweitlehrer (Spinnstube)
15. Küche mit Waschgeräten
16. Raum für Kriegserinnerungen (zur Friedensarbeit/Feuerwehr)
17. Arbeitsgerät aus der Landwirtschaft (Kleingeräte)
18. Arbeitsgeräte des Stellmachers, des Schmiedes, des Schuhmachers, des Malers, des Hökers, des Imkers
19. Lern- und Lehrmaterial, Präparate für die Schule
20. Diele eines alten Bauernhauses

Die als Privatsammlung zusammengetragenen Ausstellungsgegenstände werden vor der Gemeinde Hollingstedt übernommen. Das Amt Silberstedt trägt die Kosten für den Unterhalt des alten Schulhauses. Damit ist für einen überschaubaren Zeitraum die Existenz der Heimatkundlichen Schulsammlung Hollingstedt gesichert.

Nicht nur Schulklassen und Lehrerkollegien sind in der Schulsammlung zu Gast, sondern auch zahlreiche Vereine und andere Interessengruppen reisen hier her, um in Hollingstedt zwei „Geschichtsstunden“ zu erleben, die noch lange in guter Erinnerung bleiben. Gerd Gramlow hat hierzu folgende Lektionen ausgearbeitet:

1. Hollingstedt — Haithabu
  - 1.1 Der alte Handelsweg über die Schleswiger Landenge
  - 1.2 Geräte aus dem Leben der Wikinger
  - 1.3 Das Wikingerschiff
2. Historisches Klassenzimmer von vor 1876
  - 2.1 Als Urgroßmutter zur Schule ging. — Eine Schulstunde vor etwa hundert Jahren. — Deutsch schreiben kann ich nicht?
3. Urgroßmutter's beste Stube
  - 3.1 Plüsch und Pomp der „Kaiserzeit“, Schallplatten aus Blech?
4. Die alte Küche
  - 4.1 Waffelbacken am „Lagerfeuer“ — geht das?
  - 4.2 Plätteisen zum Bügeln — Entwicklungsreihe
  - 4.3 Wärmegeräte rund um Swibbogenherd und Bilegger
5. Beleuchtungskörper
  - 5.1 Vom Lagerfeuer zur Halogenleuchte — Entwicklungsreihe
  - 5.2 Ölfunsel, Tranlampe, Krüsel — historischer Querschnitt
  - 5.3 Formenvielfalt über drei Jahrhunderte: Kerzenleuchter
  - 5.4 Die Petroleumlampe, Leuchte einer großen Epoche
6. Waagen und Gewichte
  - 6.1 Verschiedene Waagen im Vergleich
7. Brenntorf
  - 7.1 Wie man Brenntorf herstellte
8. Eine Symbolfigur
  - 8.1 Was der Schützenkerl aus Hollingstedt erzählt
9. Steinzeit  
Steinzeitfunde in Funktion und Aussage
10. Bronzezeit  
Funde der Bronzezeit in Funktion und Aussage

Die Mitglieder der „Arbeitsgemeinschaft der volkskundlichen Sammlungen des Kreises Schleswig-Flensburg e.V.“ — beinahe dreißig private Museen, Sammlungen und Mühlen haben sich seit 1978 dieser Arbeitsgemeinschaft angeschlossen — trafen sich wiederholt in Hollingstedt. Einer der Höhepunkte in den letzten Jahren war die Einweihung der alten Schulstube aus dem Jahre 1876. Bei dieser Zusammenkunft Anfang des Jahres 1986 war der damalige Kultusminister Dr. Peter Bendixen der wohl prominenteste Gast. Er zwängte sich in eine enge Schulbank zusammen mit Gerd Gramlow und Wolfgang Börnsen, dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft und jetzigen Bundestagsabgeordneten des Kreises, der von Beruf Realschullehrer ist. Damit saßen drei „Schulmänner“ oder Pädagogen nebeneinander.

Im April 1989 wurde in Hollingstedt eine Tauschbörse abgehalten: Der eine Sammler hat ein Stück doppelt, das ein anderer schon seit langem sucht, in der einen Sammlung ist zu wenig Platz für ein großes Gerät, das dann in einem anderen Museum ausgestellt werden kann.

Auf diesem Treffen wurde außerdem über die Hausschlachtung gesprochen. Nicht nur die Referentin Gretchen Bartel, Wagersrott, sondern viele der anwesenden Mitglieder haben noch selbst geschlachtet oder es zumindest miterlebt.

Bei einem weiteren Treffen in Hollingstedt im Oktober 1990 hielt Gerd Gramlow einen Lichtbildervortrag über das Restaurieren von alten Dingen. Dabei beschränkte er sich auf Schränke und Truhen und erwähnte das Restaurieren von Textilien oder Metallen nur am Rande.

Zum 25jährigen Jubiläum des Schulmuseums Hollingstedt im Oktober 1991 waren nicht nur die Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft eingeladen, sondern auch zahlreiche Gäste aus der Schulbehörde, dem Amt Silberstedt, der Gemeinde Hollingstedt und der Museumspädagogik. Grußworte und Geschenke gab es reichlich. So überreichte zum Beispiel Wolfgang Börnsen den Steven eines Wikingerschiffs in Form eines Drachenkopfes, den Hannes Frank aus einer Eichenplanke gefertigt hat. Auch der langjährige wissenschaftliche Berater der Arbeitsgemeinschaft, Dr. Arnold Lühning, war der Einladung des Ehepaars Gramlow gefolgt. Er wandelte das Sprichwort „Mit Speck fängt man Mäuse“ ab und meinte, „mit Schulmuseen fängt man Schüler“. Sein Geschenk war das Replikat einer Mausefalle, deren Original sich in den volkskundlichen Sammlungen befindet. Lühnings Nachfolger auf Schloß Gottorf, Dr. Heinrich Mehl, hielt einen Vortrag über das Thema „Sammler und 'private Museen' — Ihre Bedeutung für die Volkskunde in Schleswig-Holstein“. Er überprüfte, inwieweit die vier wesentlichen Elemente jeder Museumstätigkeit, nämlich „Sammeln — Bewahren — Forschen — Zeigen“, auch in Hollingstedt verwirklicht werden.

## Buchbesprechungen

WILHELM SCHERER, Karl Müllenhoff. Ein Lebensbild, Nachdruck eingeleitet und herausgegeben von FRANK TRENDE, Heide: Verlag Boyens & Co. 1991, ISBN 3-8042-0560-7, DM 19,80

Da Karl Müllenhoff bisher noch nicht im Schleswig-Holsteinischen Biographischen Lexikon (SHBL) vertreten ist, ist es besonders zu begrüßen, daß Wilhelm Scherers Biographie nun als Nachdruck zu erschwinglichem Preis erschienen ist. Um als zitierfähige Ausgabe zu gelten, fehlt ihr allerdings die genaue bibliographische Angabe der posthum erschienenen Erstausgabe. Bei der Literatur (S. XVIIIff.) vermißt man auch Müllenhoffs Kurzbiographie von demselben Autor in der Allgemeinen Deutschen Biographie (ADB), worauf in der Einleitung ja hingewiesen wird (S. XII). Auch die beiden Artikel über Müllenhoff in Eduard Albertis Lexikon der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen und Eutinischen Schriftsteller (Kiel 1868 und 1886) gehörten eigentlich in die Bibliographie. Zu danken ist dem Herausgeber dafür, daß er in der Einleitung zum einen Müllenhoffs Biographien Scherer kurz vorstellt (S. Xff.) und zum anderen ausführlich auf die bekannten Unstimmigkeiten eingeht, zu denen es seinerzeit zwischen Müllenhoff und seinen Freunden Theodor Storm und Theodor Mommsen bei der Veröffentlichung der „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“ kam (S. XVff.). Diese bedeutende Sammlung erschien 1845, wurde 1921 von Otto Mensing neu bearbeitet und m.E. 1975, nicht 1985 (S. XXIX), nachgedruckt. Der Vorname des Germanisten Haupt (S. XXX) könnte ruhig in der alten Schreibweise 'Moriz' (S. 39 u.ö.) stehenbleiben. Hilfreich wäre es auch gewesen, wenn der Herausgeber noch ein Personenregister erstellt hätte, doch das ist vielleicht zu viel verlangt.

Scherers Werk liest sich gut und ist stellenweise sogar unterhaltsam, was sicher auch am Stil der damaligen Zeit liegen mag: „Jeder jagte den Überlieferungen nach, die er einmal vernommen zu haben sich entsann, und ruhte nicht, bis er ihrer in authentischer Form habhaft geworden war. Und wenn auch nicht jede Jagd Beute brachte, wenn auch manche Lieder oder Sagen sich hartnäckig der Wiederauffindung entzogen: so lief doch ein überraschend reiches Material bei Müllenhoff ein.“ (S. 72) Zitate aus Briefen lockern das Lebensbild dieses ernsthaften Mannes noch auf. Doch nicht nur sie enthalten viele kultur- und zeitgeschichtlich bedeutsame Details. Die Lektüre sei nicht nur Volkskundlern und Germanisten empfohlen, sondern allen historisch orientierten Schleswig-Holsteinern. Denn auf Karl Müllenhoff ließe sich ohne weiteres folgende Passage

aus Hermann Bausingers Nachwort zu der Neuausgabe der Sagensammlung von Ernst Meier übertragen: „Es gibt Autoren, die kommen in jedem dritten Silbenrätsel vor und jedermann kennt ihren Namen, und doch wird kaum eine Zeile von ihnen gelesen. Und es gibt auf der anderen Seite Autoren, die fast keiner kennt, deren Schriften aber dauernd verwertet, ausgeschrieben, ausgeschlachtet werden.“ (S. 533)

Gundula Hubrich-Messow, Sterup

NIS R. NISSEN/GÜNTER PUMP, Dithmarschen. Leben mit Wasser und Wind. Heide: Verlag Boyens & Co. 1991 (= Stadtansichten & Landschaftsbilder, Bd. 3), 80 S., zahlreiche z.T. farbige Abbildungen

Das vorliegende Buch von Nis R. Nissen und Günter Pump beschäftigt sich mit einer ganzen Reihe von Aspekten der — im weitesten Sinn — maritimen Kultur. Der Schwerpunkt liegt auf der Darstellung des Lebens der Menschen in Dithmarschen mit den speziellen Naturverhältnissen dieser Küstenregion. Die Beeinflussung der Lebensweisen durch die Naturgewalten und die Geschichte ihrer Nutzung werden anschaulich beschrieben. Eigene Kapitel sind unter anderen den Themen „Wirkung von Wind und See im Landesinneren“, „Schifffahrt und Nordseeküstenkultur“, „Schifffahrt und moderner Landverkehr“ sowie der „Küstenfischerei“ gewidmet. Die historische Entwicklung des Lebens mit, in und von der vom Meer geprägten Natur entpuppt sich als Dreischritt vom Kampf um das Überleben gegen die natürlichen Gegebenheiten, über die Anpassung und Nutzung der natürlichen Ressourcen zur totalen Ausbeutung der Natur mit den daraus folgenden, heute überall spürbaren Umweltproblemen. Das Buch führt deutlich vor Augen, daß die natürlichen Bedingungen alle menschlichen Kulturen tiefgreifend beeinflussen. Das „Leben mit Wasser und Wind“ hat aber seine eigenen Gesetzmäßigkeiten und regionalen Ausformungen entwickelt. Die Lebensweisen der Menschen an der Dithmarscher Küste, das zeigt ein weiteres Kapitel des Buches, entsprachen nicht unbedingt denen im benachbarten Nordfriesland. Dennoch läßt sich auch eine allgemeine „Nordseeküstenkultur“ feststellen, da das Meer verbindende Wirkung hatte und Dithmarschen seit Jahrhunderten rege Wirtschaftsbeziehungen zum Beispiel in die Niederlande und später nach England unterhielt.

Die Texte von Nis R. Nissen sind sehr gut lesbar, zum Teil spannend geschrieben. Das Buch ist mit ansprechenden Fotos von Günter Pump und einigem historischem Abbildungsmaterial stets mit dem Text korrespondierend und abwechslungsreich illustriert. Es ist nicht unbedingt für den wissenschaftlichen Gebrauch, sondern wohl eher für eine breite Leserschaft verfaßt worden. Aber die knappe, aufs wesentliche beschränkte und ideenreiche Zusammenfassung



Cartoon

